

## Im Foyer

---

Europa, Europäische Union, Europäisierung – drei allgegenwärtige Begriffe, die sich auf ein politisches und kulturelles Projekt und ein Konstrukt ohne Vorbild beziehen. Auch wenn EUropa<sup>1</sup> seit Beginn der wirtschaftlichen Integration in den 1950er Jahren immer größeren Raum im Alltag von Europäerinnen und Europäern einnimmt, so besteht weder bei diesen noch bei den politischen Eliten Einigkeit darüber, was EUropa ist und sein soll. Die Meinungen über die anzustrebende äußere Form und innere Struktur Europas gehen auseinander; heutige (und zukünftige) Mitgliedsstaaten vertreten unterschiedliche Sichtweisen zur optimalen Größe, dem institutionellen Gefüge oder der politischen »Bestimmung« der EU. Die Referenden über einen Europäischen Verfassungsvertrag im Jahr 2005 und die sich nach wie vor als schwierig erweisende innereuropäische Zusammenarbeit werfen ein Licht darauf, dass die nationalen und europäischen politischen Eliten und ein Großteil der Bevölkerung keine gemeinsame Vorstellung von der Zukunft der EU und Europas teilen.

In Statistiken, Meinungsumfragen und wissenschaftlichen Arbeiten wird erhoben, wie »europäisiert« die europäische Bevölkerung ist. Europäisierung meint dabei die alltägliche Bezugnahme auf Europa, die

---

<sup>1</sup> Mit EUropa ist der geographische Teil Europas gemeint, der gegenwärtig Teil der Europäischen Union ist oder in Beitrittsverhandlungen steht bzw. in Kürze beitreten wird. Diese Schreibweise soll auf ein problematisches Verhältnis und die je nach Perspektive gegebene Unterscheidbarkeit von »EU« und »Europa« hinweisen. Die oftmals implizit vorgenommene Gleichsetzung der beiden Kategorien führe ich hier nicht fort, sondern betone vielmehr ihren sozialen und kulturellen Konstruktionscharakter.

Präsenz der EU im Mediendiskurs der nationalen Öffentlichkeiten – und auch die Entstehung einer gemeinsamen öffentlichen Sphäre, in der über Europa berichtet und damit zugleich zur Konstruktion Europas beigetragen wird (vgl. Delhey 2004, Hall 2003, Johler 1999). Borneman und Fowler haben die EU als ein zirkuläres Phänomen bezeichnet – sie manifestiert sich in den vielfältigen Europäisierungsdiskursen und wird zugleich erst durch diese hervorgebracht: »[T]his circularity – the EU as both cause and effect of itself – begs the fundamental question of what it in fact is.« (Borneman/Fowler 1997: 488, vgl. konträr dazu Bach 2000) Die Akteure in den Europäischen Institutionen arbeiten mit daran, »sich die europäische Idee anzueignen, gleichsam als wollten sie eine Deckungsgleichheit mit dem Begriff Europa und allen damit verbundenen Interpretationen erreichen. Der Begriff Europa ist jedoch nicht kongruent mit der Europäischen Union.« (Schulz-Forberg 2006: 12; vgl. auch Plessen 2003, Röser 2003) Was Schulz-Forberg als Bestreben um Deckungsgleichheit bezeichnet, wenn er die Verworrenheit von wissenschaftlichen und politischen Diskursen über EU und Europa kritisiert, betrachte ich – darüber hinaus gehend – als ein Bestreben der EU-Institutionen um eine unumkehrbare Verschmelzung einer »Idee Europas« mit dem kulturpolitischen Projekt EU.

Dabei ist zwischen den Ebenen und begrifflichen Gehalten von »Kultur« und »Kulturpolitik« zu unterscheiden: Ich werde zeigen, wie soziale Konfigurationen und kulturelle Logiken im EU-Milieu unter Bezugnahme auf etablierte Modi sozialer Differenzierung und Positionierung alltäglich ausgehandelt werden. Innerhalb des diskursiven Rahmens einer herbeigesehnten europäischen »Kultur« (wohlgernekt mit großem K, denn auf diese zielt die EU-Kulturpolitik ab) bringt ein Milieu alltäglich soziale Kategorien, Modi der Distinktion, spezifische Routinen und Rituale hervor, die mit den Idealen der genannten »Kulturpolitik« nicht immer in Einklang stehen. Es geht hier also um die Friktionen zwischen kulturpolitischen Ansprüchen und Ambitionen auf der einen und einer alltäglich beobachtbaren, machtvollen und folgenreichen milieuspezifischen (Alltags-) Kultur auf der anderen Seite.

Wie die mediale und politische Öffentlichkeit ist auch der Wissenschaftsbetrieb Aushandlungsort von vielschichtigen Europäisierungsprozessen: Er ist Adressat und Spiegel, Kritiker und Katalysator zugleich. Der status quo, die Entstehungsgeschichte und die zukünftige Entwicklung der EU sind Themen und Forschungsgegenstände zahlreicher Fachgebiete. Zugleich nimmt die EU im Zuge der Europäischen Integration auch immer stärkeren Einfluss auf die Rahmenbedingungen, unter denen akademische Ausbildung und Forschung stattfinden.

Die Geistes- und Sozialwissenschaften versuchen, der fortwährenden Konstruktion Europas beizukommen, setzen sich mit der Frage nach einer europäischen Identität oder dem Problem einer verbindenden europäischen Kultur auseinander. Sind sie dabei Stichwortgeber für politische Auseinandersetzungen, oder hecheln sie in ihren Arbeiten den in der politischen Öffentlichkeit längst etablierten Begriffen hinterher und versuchen so, Deutungsmacht zurückzuerlangen?<sup>2</sup>

Herzfeld hat darauf hingewiesen, dass man sich an die »vertrauten Orte« einer Elite begeben muss, um nicht allein auf ihre professionalisierte Selbstdarstellung angewiesen zu sein (Herzfeld 2000: 227). Damit meint er Alltagsorte, an denen Außendarstellung und soziale wie symbolische Distinktion in den Hintergrund treten, um den Blick auf die »Selbstverständlichkeiten« dieses Milieus frei zu geben. Ich untersuche das Europakolleg als einen solchen vertrauten Ort mit Strukturen und Ritualen, die sich von Jahr zu Jahr kaum verändern. So erinnern sich Absolventen ganz unterschiedlicher Jahrgänge in sehr ähnlichen Narrativen an Ereignisse und Erfahrungen ihrer Studienzeit am Europakolleg. Seit 1949 bereitet das Europakolleg Studierende auf eine Tätigkeit in den EU-Institutionen in Brüssel und deren Umfeld vor, in der sie auch »für andere sprechen« (sollen). Am Kolleg wird in englischer und französischer Sprache unterrichtet, doch die meisten Studierenden sprechen darüber hinaus noch weitere Sprachen. Es ist wie ein Internat organisiert: In den Unterkünften und Unterrichtsräumen auf dem Campus im polnischen Natolin und in der Altstadt des belgischen Brügge lernen, leben, feiern, essen und trinken jedes Jahr insgesamt mehr als 400 Studierende aus etwa vierzig Ländern zusammen. Der-

---

2 Irène Bellier und Thomas M. Wilson verstehen EUropa in der Einleitung ihres Sammelbandes als einen Prozess, als politisches Ziel und als eine »arena of cultural relations« zugleich. Auch wenn sie die EU als ein »Objekt« sozialwissenschaftlicher Forschung beschreiben, so stellen sie dennoch die Untersuchung des prozessualen Aushandlungscharakters in den Mittelpunkt. Vgl. Bellier/Wilson 2000, Shore 1993 sowie Viehoff/Segers 1999. Die Teilnehmer der Tagung ›Europeanisation & History: Concepts, Conflicts, Cohesion‹ (Berlin, Mai 2005) waren sich darüber einig, dass »eine neue Meistererzählung [...] oder gar das Einschwenken auf eine von Brüssel und Straßburg betriebene ›identity industry of Europe‹ [...] ein gänzlich ungeeigneter Weg [sei]«. Auch der Begriff Europäisierung wurde als zu einseitig kritisiert – stattdessen solle zunächst ergebnisoffen von ›(De-)Europeanisation‹ gesprochen werden. Vgl. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=803>, Zugriff am 20. Juni 2005.

zeit sind rund sechzig Prozent der Studierenden weiblich, der Lehrkörper hingegen besteht zu großer Mehrheit aus Männern. Es gibt drei Fachbereiche – Recht, Wirtschaft und Politik/Verwaltung –, fächerübergreifende Kurse zu historischen und »Kultur«-Themen sowie Sprachunterricht.<sup>3</sup> Vor allem das obligatorische Zusammenleben der Studierenden, das große Absolventennetzwerk in die EU-Institutionen hinein und seine vergleichsweise lange Tradition unterscheiden das Europakolleg von anderen Europa-Studiengängen, von denen seit den frühen 1990er Jahren mehrere Hundert entstanden sind.

Das Diplom des Europakollegs ist in den Tätigkeitsfeldern, die ein Großteil der Absolventen ansteuert, ein »Markenzeichen«.<sup>4</sup> Nicht nur den Personalabteilungen im Brüsseler EU-Machtfeld, sondern auch den Absolventen untereinander gilt es als Erkennungszeichen, das bestimmtes Fachwissen und vor allem einen spezifischen Habitus erwarten lässt. Über sein Absolventennetzwerk hinaus besitzt das Europakolleg den Ruf einer europäischen Kaderschmiede und ist deshalb nicht nur ein vertrauter, sondern vor allem auch ein etablierter Ort<sup>5</sup>, der innerhalb des Brüsseler EU-Milieus seit langem bekannt ist. Hier wird europäisches Wissen alltäglich produziert und ausgehandelt. Ich verstehe darunter Wissen, das sich nicht allein durch sprachliche Äußerungen formiert und repräsentieren lässt, sondern oftmals gerade unausgesprochen im gelebten Alltag hergestellt und angewandt wird (*tacit knowledge*). Wissen in einem weiten Sinne – expliziertes akademisches Wissen, unausgesprochenes Wissen, institutionell verankertes formales wie auch informelles Wissen – wird innerhalb einer Studierendengeneration und von ihr an die nächste weitergegeben. Es ist dieses umfassende Wissen und seine Repräsentation, das in seiner Kombination die Studierenden und Absolventen des Europakollegs erst als soziale Gruppe wahrnehmbar macht und der Rede von der *mafia de Bruges* zugrunde liegt. Europäisches Wissen entsteht im dialektischen

---

3 Stand 2005 – seither hat das Kolleg sein Studienprogramm erweitert.

4 Von den mittlerweile über 9 000 Absolventen des Europakollegs sind dessen Angaben zufolge ein knappes Fünftel unmittelbar in Brüssel tätig. Die Ausgabe des Adressverzeichnis *College of Europe Alumni Who's Who* von 2003 verzeichnet bei rund 900 Absolventen (von damals knapp 7000) Belgien als Arbeits- und Aufenthaltsort. Sowie FTB vom 13. Februar, 6. September und vom 7. Oktober 2004.

5 Das gilt für den Standort Brügge, der als besonders etablierter *europäischer* Ort (vgl. Elias 1993) gilt, noch stärker als für Natolin und führt dazu, dass Absolventen aus Natolin in Bewerbungen die Ortsbezeichnung in den Hintergrund stellen oder weglassen.

(Selbst-)Machen und Gemachtwerden – genau das meint Making (vgl. Thompson 1963). Die Studierenden am Europakolleg formieren sich durch alltägliches Handeln und Wissen während des Studienjahres zu einer sozialen Gruppe, und sie werden durch ihr Umfeld und die an sie gestellten Anforderungen zu einer solchen gemacht.

## Im Königreich der Kulturpolitik

Der Methode Monnet<sup>6</sup> nach sollte der Ausweitung und Vertiefung der wirtschaftlichen Kooperation auch eine politische Integration folgen, die schließlich in eine Gesellschaft von Europäern münden soll – dem eigentlichen Ziel: »We are uniting people, not forming coalitions of states.« (Duchêne 1994: 363, vgl. auch Delhey 2004: 15) Eine die Bevölkerung Europas verbindende europäische Kultur erwünsche, so stellte Cris Shore (2000: 23ff.) die nach wie vor wirkmächtige funktionalistische, kulturpolitische Perspektive in Brüssel dar, idealerweise aus der Koalition von Staaten – aus dem Kreislauf von spill-over-Effekten in Wirtschaft und Politik und in Verträgen festgeschriebenen politischen Visionen. Doch: »[I]f we were to do it all over again we would start with culture« – so äußerte sich Jean Monnet rückblickend über die Anfänge des europäischen Integrationsprozesses (nach Shore 1993: 785). Kultur verortet er hier außerhalb von Wirtschaft und Politik – und vertritt somit einen bürgerlich-elitären und vor allem instrumentellen Kulturbegriff, den Shore folgendermaßen umreißt:

»[It] reflects a bureaucratic, top-down, dirigiste and arguably French approach to culture: one that sees ›European culture‹ largely in terms of haute culture, the consciousness of which can somehow be injected into the masses by an enlightened political vanguard [...].« (Shore 2000: 62)

Shore identifiziert zwei weitere Aspekte, die in einen offiziellen (d.h. kulturpolitisch wirksamen) Kulturbegriff der Europäischen Institutionen einfließen: Zum einen die Vorstellung eines abgrenzbaren, historisch gewachsenen, genuin europäischen Kulturräumes, zum anderen die (darin bereits enthaltene) Imagination und Konstruktion eines Anderen, durch die eine »europäische Identität« erst Gestalt annehmen kann.

---

<sup>6</sup> Jean Monnet (1888-1979) war einer der so genannten *Gründerväter* der Europäischen Gemeinschaften. Vgl. zu seiner Person und seinem politischen Handeln Roussel 1996, Bossuat/Wilkens 1999.

Mit meiner Arbeit befinde und bewege ich mich im zirkulären Europäisierungsprozess und setze mich mit den bereits kurz angerissenen Konzepten kritisch auseinander: Ich möchte mit den Konzepten und Methoden der Europäischen Ethnologie zu einem differenzierteren Verständnis von Europäisierungsprozessen beitragen, indem ich Laura Crams Frage aufgreife: »Whose ›imaginings‹ of the Union prevail and why?« (Cram 2001: 237) Dementsprechend – und im Unterschied zu den impliziten Annahmen des soeben skizzierten, politisch relevanten Kulturbegriffes im EU-Machtfeld – liegt der Arbeit eine Auffassung von Kultur zugrunde, bei der die spannungsgeladene, widersprüchliche Aushandlung von dem, was aus Sicht einer potentiellen europäischen Elite als europäisch gelten kann und soll, im Zentrum steht. Diskurse, emergente Praxen und alltägliche »Techniken des Selbst« lassen Rückschlüsse darauf zu, wie diese Elite das Eigene und das Andere, das »Nicht-Europäische« imaginiert. In diesem Sinne überlagern sich im europäischen Integrationsprozess schon von Anbeginn die Ebene emergenter kultureller Logiken und Praxen mit und mit der Ebene kulturpolitischer Ideale und Ambitionen und beeinflussen einander zugleich.

Es sind die europäischen Eliten, deren Vorstellungen davon, was und wer europäisch ist und sein kann, bis heute maßgeblich den EU-Diskurs prägen: In ihrem Milieu kommen sich die Ebenen von alltäglicher Kultur und kulturpolitischer Imagination besonders nahe. Die Europäisierung der EU findet (mehr oder weniger sichtbar) auf allen gesellschaftlichen Ebenen und in allen sozialen Gruppen statt – sie bringt zugleich neue soziale Kategorien hervor. Mit Nachdruck betrieben wird Europäisierung bis heute und auch in absehbarer Zukunft allerdings »von oben«, d.h. von den politischen und Funktionseliten über die Medien »nach unten«. Aus dieser Konstellation bezieht diese Arbeit ihre Motivation: Sie will herausarbeiten, mit welchem Selbstverständnis und innerhalb welchen sozialen, kulturellen, symbolischen Gefüges Europäisierung »treiben« wird.

Die Europäische Integration ist seit ihren Anfängen nach Ende des Zweiten Weltkrieges ein (kultur)politisches Projekt, das top-down realisiert werden sollte. Die politischen Eliten nahmen (und nehmen) für sich in Anspruch, für die europäische Bevölkerung zu sprechen.<sup>7</sup> Auch

---

7 Vgl. dazu eine Podiumsdiskussion mit Luc Dehaene: »Alle Verfassungen werden von Eliten geschrieben«, [www.cafebabel.com/de/article.asp?T=T&Id=3841](http://www.cafebabel.com/de/article.asp?T=T&Id=3841), abgerufen am 23. Mai 2005 und diverse Interviewpassagen, in denen die Skepsis gegenüber der EU allein dem Wissens- und Informationsmangel der Bevölkerung zugeschrieben wird.

wenn seit 1979 ein Europäisches Parlament gewählt wird und einige Schritte hin zu einer demokratischen Legitimierung der europäischen Integration getan wurden, so ist die EU bislang immer eines geblieben: ein Projekt von »westeuropäisch« sozialisierten Eliten. Neben den Staatsoberhäuptern der Mitgliedsstaaten sind im Laufe der Jahre ein Verwaltungsapparat und mit ihm eine Funktionselite herangewachsen, die den politischen Alltag und die Agenda der EU prägen. Deshalb lohnt ein genauerer Blick auf soziale Gruppen wie (gegenwärtige oder zukünftige) EU-Parlamentarier und Kommissionsbeamte, die als Teil einer die politische Agenda beeinflussende europäische Elite gelten können, um mehr über ihre Bilder von Europa und ihr Selbstverständnis zu erfahren. Denn:

»Whose culture shall be the official and whose shall be subordinated? What cultures shall be regarded as worthy of display and which shall be hidden? Whose history shall and which be silenced? Who is representing whom and on what basis? THIS IS THE REALM OF CULTURAL POLITICS.« (Jordan/Weedon 1995: 4)

Diese Fragen müssen an jene Akteure gestellt werden, die mittels ihres Wissens und ihrer Funktion Einfluss auf das künftige EUropa haben werden. Es liegt auf der Hand, Hinweise auf hegemoniale Vorstellungen einer EUropäischen Kultur bei Personengruppen an etablierten Orten (vgl. Elias/Scotson 1993), in sozialen Kontexten, Wissensmilieus (vgl. Matthiesen/Bürkner 2004) und Netzwerken zu suchen, von denen deutliche Impulse für den Europäisierungsprozess ausgehen – in denen also darüber debattiert wird, wie Europa sein soll. Hier tritt der titelgebende *Homo Europaeus* ins Bild. Ich betrachte den *Homo Europaeus* als eine idealtypische Fiktion, in der sich Vorstellungen eines Ideal-Europas bündeln. Jean Monnet versteht darunter einen neuen Menschentypus, der als transnational sozialisierter Kosmopolit keiner konkreten räumlichen oder symbolischen nationalen Verortung bedarf (vgl. dazu polemisch Shore 1999: 64).

Der Diskurs über die Europäische Integration wird in erheblichem Maße vom Widerspruch zwischen einem Ideal-Europa – verkörpert durch den idealtypischen *Homo Europaeus* – auf der einen Seite und vom Wissen und Selbstverständnis der sich in diesem Kontext bewegenden und den Diskurs gestaltenden Menschen auf der anderen Seite dynamisiert wird. In diesem Sinne kann Europäisierung als ein Versuch verstanden werden, eine politische Realität mit dem Ideal in Einklang zu bringen. Es scheint von vornherein klar (und stimmt wohl nicht nur renitente Geister optimistisch), dass Alltagspraxen und individuelle Handlungsmöglichkeiten sich stets von politischen Idealtypen

unterscheiden werden, und dass diese eher als eine mehr oder weniger weit entfernte Orientierungsgröße gelten kann. Deshalb stehen das Wissen und Selbstverständnis der künftigen EU-Akteure hier im Zentrum, denn: »[P]eople's everyday actions [are] a form of cultural politics embedded in specific power contents.« (Ong 1999: 5) Die Sozialisation und das Selbstbild der Menschen am Europakolleg in Brügge und Natolin, ihre politischen Sichtweisen, ihre Vorstellung vom Sinn und Zweck der EU beeinflussen den Diskurs über die EU und Europäisierung. Als ein solches Milieu, in dem Menschen mit ähnlichen Bildungsbiographien und Karrierezielen miteinander interagieren, leben und lernen, untersuche ich das Europakolleg.

## Theoretische Rahmungen

Nach Aihwa Ong ist die Gegenwart gekennzeichnet durch ein »intermingling of spaces and practices of travel, production, discipline, consumption, and accumulation.« (Ong 1999: 244) Sie sieht darin einen Ausdruck der Globalisierung, deren Effekte zugleich kulturspezifisch angeeignet, organisiert und erfahren werden. Um dieser komplexen Realität beizukommen und um sie darstellen zu können, fordert sie Kulturanthropologen zu einem »nomadischen Denken« auf. Ong zielt damit auf eine Haltung ab, mit der die oder der Forschende sich inmitten ihres Feldes situiert und sich als Teil des sozialen Prozesses begreift, den Forschung hier darstellt. Mittels eines studying through sollen Machtgefüge und -ungleichheiten untersucht werden, die allen gesellschaftlichen Prozessen und so auch der EUropäisierung zu eigen sind: »[Studying through means] tracing ways in which power creates webs and relations between actors, institutions and discourses across time and space.« (Shore/Wright 1997: 14, vgl. auch Wedel/Feldman 2005: 1-2)

Damit kann nicht allein die Praxis der Feldforschung gemeint sein oder das Erkenntnisinteresse, in dem zum Beispiel den räumlichen Bewegungen einer sozialen Gruppe oder eines Menschen, einer Metapher, Allegorie, einem Thema oder einem Konflikt gefolgt wird (Marcus 1995). Konsequenterweise muss sich das »nomadische Denken« auch in der textlichen Darstellung der Forschung niederschlagen. Dem komme ich nach, in dem ich die in ganz unterschiedlichen Traditionen angesiedelten theoretischen Überlegungen offen lege, die mich bei dieser Arbeit angeregt haben. In den einzelnen Kapiteln werde ich mich in wechselnder Gewichtung (das heißt jedoch nicht beliebig) auf die hier ausführten Gedanken beziehen.

## Gouvernementalität, Selbsttechniken, Intersektionalität

Soziale und kulturelle Konstellationen und jeder zwischenmenschliche Kontakt sind von Machtbeziehungen durchzogen und beeinflusst. Macht betrachte ich nicht als einen Faktor, der menschliches Handeln von außen her beschränkt. Vielmehr wird Macht *durch* individuelle Praxen wirksam und repräsentiert. Eine Unterscheidung zwischen (starrer) Struktur und (ihr potentiell ausgeliefertem) Individuum ist somit obsolet. Foucault verband in dem von ihm geprägten Begriff der Gouvernementalität die Regierung (fr. *gouvernement*) mit der Geisteshaltung von Individuen (fr. *mentalité*), um so ein neues, subtiles Verständnis von Herrschaft zu erlangen (Foucault 2004). Zentral für sein Verständnis von Herrschaft sind »Techniken des Selbst«, die Menschen sich aneignen: Nicht in erster Linie äußerer Zwang bringt Individuen dazu, einer bestimmten Herrschaftsform zu folgen, sondern freiwillige Unterwerfung.<sup>8</sup> Neuere Studien zur Gouvernementalität, die Aussagen Michel Foucaults aufgegriffen und weitergeführt haben, bieten Anregungen, um die Akteure und ihr Handeln innerhalb der Struktur der Europakollegs zu verstehen (Bröckling 2001). Die hier angewandten »Techniken des Selbst« sind einerseits charakteristisch für eine mobile, sich transnationalisierende Studierendengeneration, die sich in Bildungsinstitutionen mit elitärem Habitus verortet. Andererseits erfolgt am Europakolleg eine spezifische Ausrichtung auf das Machtfeld der EU. Über die Techniken des Selbst lässt sich herausarbeiten, welche Rationalität, welche kulturelle Logik dem EU-Milieu zugrunde liegt, und auf welchen Dispositionen und Ambitionen das Handeln der Akteure fußt. Die Bewerber orientieren sich am idealtypischen effizienten Studierenden, der Wert auf die praktische Anwendbarkeit des vermittelten Wissens legt. Die Akteure orientieren sich nicht nur an impliziten und expliziten Verhaltensregeln, sondern üben durch ihr Handeln zugleich Macht über sich selbst wie über ihr soziales Umfeld aus. Der komplexe Prozess, in dem sich Verhaltensregeln etablieren, in dem sie hinterfragt werden und sich wandeln, wird dabei nicht nur

8 Und so gesteht auch der erste Rektor des Europakollegs, Henri Brugmans, zwar in seinen Memoiren ein, dass sein Umgang mit den Studierenden spätestens seit der Mitte der 1960er Jahre als »Patrialismus« betrachtet und kritisiert wurde – doch er besteht zugleich darauf: »Non, je n'ai jamais essayé d'endoctriner! Au contraire, j'ai déployé de grands efforts pour convaincre les étudiants de devenir membres d'un parti politique quel qu'il soit, le mien ou un autre.« Van den Meersche (1981: 32), zitiert nach Vermeulen (2000: 90).

durch die Ambitionen der Handelnden gleichsam »aus ihrem Inneren« heraus in Selbsttechniken »sichtbar«, sondern wird auch von etablierten Kategorien sozialer Differenzierung geleitet, die einander situationsspezifisch überlagern und durchkreuzen (engl. *intersect*).

Der Begriff der Intersektionalität, den die Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw in den 1980er Jahren prägte, ist im gesellschaftlichen Kontext der Vereinigten Staaten entstanden und entwickelte sich dort zu einem Forschungsparadigma. Der Ansatz entstand aus der Kritik US-amerikanischer Feministinnen an Forschungen, die sich *einer* der Kategorien *race*, *class* oder *gender* widmeten, deren wechselseitige Überkreuzungen jedoch ausblendeten. Sie forderten, anhand der Be- rührungspunkte und Verschränkungen aller *drei* Kategorien Manifestationen sozialer Ungleichheit in bestimmten Räumen und sozialen Gruppen zu untersuchen. Forschungen zur Intersektionalität beschäftigten sich mit Konfigurationen von Ungleichheit und wie diese sich zu bestimmten Zeiten an einem oder mehreren Orten manifestieren. An- hand der Kategorien Klasse, *race* und Geschlecht zeigen sie, welche sozialen Positionierungen in einem spezifischen Machtgefüge *nicht* mög- lich sind, d.h. welche Exklusions- oder Unterdrückungsmechanismen wirksam werden.

Das Paradigma der Intersektionalität setzt sich zum Ziel, Machtbe- ziehungen in ihrer Komplexität sichtbar zu machen und geht davon aus, dass es die Kategorien *selbst* sind, die Bedeutungen hervorbringen und Macht ausüben. Ich lehne die alltägliche Anwendung von und den wissenschaftlichen Rückgriff auf etablierte soziale Kategorien nicht grundsätzlich ab, sondern nehme ihre stabilisierende Funktion zur Kenntnis und betrachte sie als einen Ausdruck langfristiger sozialer Machtbeziehungen. Mit meiner Bezugnahme auf Studien zur Intersektionalität sozialer und kultureller Kategorien unterstreiche ich mein Interesse an der sozialen Konstruktion von Geschlecht, sozialer und kultureller Herkunft bzw. Klasse. Sie werden bedeutsam in kultu- rellen und sozialen Praxen und Prozessen der Zuschreibung und Ab- grenzung. Indem der Blick auf die auf Machtungleichheiten beruhenden Überlagerungen, Verschränkungen und gegenseitigen Blockierun- gen der Kategorien gerichtet wird, kommt die Komplexität alltäglicher Erfahrungen zum Vorschein. (McCall 2005: 1773)

Im Unterschied zum Analysebegriff *intersectionality* scheint der Begriff *diversity* auf ein gleichberechtigtes Miteinander im sozialen Alltag zu verweisen und auf den ersten Blick womöglich passender für eine Untersuchung des Europakollegs. Doch Gudrun Axeli-Knapp ver- deutlicht, dass die alltägliche Rede von *diversity*, wie sie auch am Eu- ropakolleg gepflegt wird, mehr als eine »pragmatische Positivformel

des Multikulturalismus« ist. (Knapp 2005, vgl. auch McCall 2001: 6) Der Begriff, der als Modewort aus dem wissenschaftlichen Diskurs in die Alltagssprache hinüberwanderte, veranschaulichte die diskursive Verschleierung von (Macht-) Ungleichheit und Differenz, zu der neben der Management-Literatur auch Foren der politischen Öffentlichkeit beitragen und nicht zuletzt auch der Wissenschaftsbetrieb selbst. Knapp verweist hier darauf, wie an amerikanischen Hochschulen die Rede von *cultural diversity* von Studierenden und Lehrenden zu einem Wettbewerbsfaktor geworden ist und auch der Absicherung von Forschungsfeldern jenseits des Mainstreams dient. Analog dazu gilt es auch in Hinblick auf das Europakolleg zu fragen, welche Bedeutung hier der Rückgriff auf Begriffe wie »Vielfalt« hat und was damit verbunden wird.

## Bühne als Metapher

Individuen verfügen über ein Spektrum von Rollen, die sie in spezifischen sozialen Kontexten annehmen können. Goffman bedient sich der Metapher der Bühne, auf der soziale Interaktion stattfindet. Mit dieser Metapher fasse ich auch das Europakolleg: Auf diese »Probebühne« im *Backstage*-Bereich der Brüsseler EU-Institutionen treten Individuen, sie schlüpfen in Rollen, improvisieren, entwickeln Handlungsstränge.

Auf der Bühne werden Stücke verschiedener Genres vor wechselndem Publikum aufgeführt, es entwickeln sich parallele Handlungsstränge, die sich erst rückblickend ineinander fügen. Ein Individuum kann in unterschiedliche Rollen schlüpfen, sich je nach Publikum, nach Bühnensituation, Beleuchtung, Dramatik des Stücks anders inszenieren. Dabei ist es darauf angewiesen, dass seine »Selbstarbeit der Inszenierung« auf Akzeptanz stößt – sie ist also nicht vollkommen frei, sondern an soziale und kulturelle Erwartungen und Machtkonstellationen gebunden. Dieser Akt der wechselseitigen Anrufung, bei dem ein Individuum durch sich selbst und andere Akteure (sowohl auf und hinter der Bühne als auch im Publikum) in seiner Rolle bestätigt bzw. ihr zugewiesen wird, ist Goffman zufolge um so erfolgreicher, je größer die Übereinstimmung zwischen dem gewünschten Eindruck und dem Gesamteindruck auf Seiten der Rezipienten ist. Mit Butler gehe ich davon aus, dass es keine perfekte Übereinstimmung zwischen Ideal-Inszenierung und ihrer Manifestation im tatsächlichen Handeln geben kann, dass also statt von einer (potentiell am Ende einer Reihe von Inszenierungen) feststehenden Identität vielmehr von fortwährenden Identifizierungen die Rede sein muss (vgl. Butler 1991). Denn »Identifi-

fizierungen spielen sich im Imaginären ab und können niemals vollständig und abschließend vollzogen, sondern müssen vielmehr stets wiederholt werden. Sie sind ein gewünschtes, aber niemals vollzogenes Ereignis.« (Tervooren 2001: 166)

Im *Backstage*-Bereich Europas, am Europakolleg, werden Individuen Jahr für Jahr zu Darstellern eines Stücks, das sie zugleich interaktiv weiterentwickeln. Hier wird vor einem spezifischen Publikum bewusst und unbewusst entlang eines in seinen Grundzügen festliegenden Skripts um die abstrakte idealtypische Figur des *Homo Europaeus* herum improvisiert. Die Akteure – insbesondere die Studierenden – spielen in anderen Kontexten durchaus andere Rollen. Dem entsprechend zielt diese Arbeit nicht darauf ab, Individuen in all ihren vielen Facetten zu charakterisieren. Vielmehr wird sie ihre situationsbedingte *agency*, ihre Handlungsmöglichkeiten, innerhalb der *College community* untersuchen.

Goffman wurde nicht zu Unrecht dafür kritisiert, dass er bei seinem Blick auf die situative Interaktion von Individuen sowohl ihre Geschichte als auch die gesellschaftlichen Zusammenhänge, innerhalb derer die »Bühne«, der *Backstage*-Bereich und die Zuschauer in den Rängen existieren außer Acht lässt. Etablierte Normen, traditionelle Rollenbilder und politische Machtgefüge: Kein Einlass nach Vorstellungsbeginn. Und in der Tat wird am Europakolleg auch auf die unmittelbare, vom Kontext getrennte Binnenkommunikation gesetzt, so dass man die beiden Standorte als quasi vormoderne, »dörfliche« Gemeinschaften untersuchen könnte, in der die private und professionelle Existenz nicht voneinander zu trennen waren: »living experience, locked in a stable and apparently invulnerable one-to-one correspondence« (Bauman 2000: 8f.). Doch die Annahme einer »Anwesenheitsgesellschaft« trügt natürlich, denn das »Bühnengeschehen« bezieht seine Dynamik zu wesentlichen Teilen aus dem Spannungsverhältnis zwischen den hehren politischen Zielen, welche die diskursive Formation »EU« in ihrer Gesamtheit prägen und überhaupt erst zur Gründung des Europakollegs führten, und dem Studienalltag mit seinen von den Studierenden teils als banal empfundenen Ritualen.

Das Spannungsverhältnis zwischen Ideal und Realität – d.h. auch: zwischen dem idealtypischen *Homo Europaeus* und dem eigenen Handeln – lässt Interaktionsskripte und Rollen entstehen, mittels derer die Studierenden sich von dem einen oder anderen Pol abgrenzen können. So gehört es für sie zum Alltag, sich immer wieder über die Ritualhaftigkeit und die dahinter stehenden, als starr empfundenen Strukturen des Europakollegs zu beklagen. Ironischerweise ist selbst dies schon zum Ritual geworden. Die Studierenden können damit zeigen, dass sie

das »Stück«, das am Europakolleg gegeben wird, durchschaut haben. So birgt diese immer wieder vorgebrachte Kritik ein ideologiekritisches Moment, das über die Grenzen der Bühne hinausweist. Da es für die Studierenden jedoch in ihrem Alltag kein »Außerhalb« gibt und weil sie für die Zeit ihres Studiums körperlich und intellektuell mitten im Europäisierungsdiskurs stecken, bietet sich neben offen artikulierter Kritik die Ironie als performativer Ausweg an. Ironie eröffnet zunächst einen alternativen Kommunikationsraum und scheint den unvermittelten Genrebruch von einer Tragödie zur Komödie (oder andersherum) möglich zu machen. Ironische Brechungen machen die Akteure zudem weniger angreifbar als direkt von ihnen geäußerte Kritik. Schließlich bietet das Europakolleg den Studierenden während ihrer zehnmonatigen Ausbildung, ganz ähnlich wie an US-amerikanischen Campus-Universitäten üblich, nur wenige (konkrete wie soziale und symbolische) Ausweich- und Rückzugsräume, die von offensichtlicher oder subtiler Sozialkontrolle frei sind. Denn obgleich Goffmans Bühnen-Metapher das spielerische Moment der sozialen Interaktion stark macht, handelt es sich doch keineswegs um ein »unernstes« Spiel, welches ohne weiteres beendet werden könnte. Für die Studierenden bedeutet das Europakolleg die unmittelbar erfahrene »Wirklichkeit«. Der Kollegalltag setzt Normen, ist eine Instanz. Damit ist ein Ziel der Ausbildung am Europakolleg genannt: *Backstage* sollen Rollen so gefestigt werden, dass die Akteure die darin enthaltenen Vorstellungen von sozialer Angemessenheit, von einem der Klasse und dem Geschlecht entsprechenden »gutem« Leben, von einer erfolgreichen Karriere verinnerlichen und auf der großen Bühne im Brüsseler EU-Machtfeld verkörpern.

## **Fragestellung der Arbeit**

### **The Making of ...**

Im Zentrum dieser Arbeit steht das alltägliche *Making* eines professionell-europäischen Wissensmilieus. Damit meine ich den dialektischen und fortwährenden Prozess, in dem eine soziale Gruppe spezifische Praxen, hegemoniale Traditionen und ein distinktes Selbstverständnis ausprägt und weiterentwickelt. Das englischsprachige *Making* verweist auf das widersprüchliche Zusammenspiel von *(Selbst-)machen* und *Gemachtwerden*, von individuellem Handeln und institutioneller Struktur: *Making* – als passivische Form – verweist zum einen auf das Interesse daran, wie kulturelle Kategorien, Subjekte, Formen der Sub-

jektivität und Differenz innerhalb einer diskursiven Formation und eines sozialen Umfelds *gemacht* werden – damit ist zugleich die konstruktivistische Perspektive benannt. Zum anderen vollzieht sich das *Making* – in der aktivischen Form – aus der Sicht der Akteure: Wie verkörpern, verhandeln sie ihre Welt, wie widersetzen sie sich ihr und *machen* sie gerade dadurch? In dieser zweiten Bedeutung kann eine Reproduktion sozialer und kultureller Kategorien und Ordnungen das Resultat sein, doch es kann auch Neues daraus entstehen, ob dies nun intendiert war oder nicht (vgl. Ortner 1996). Bourdieu fasst diese Dialektik in die Begriffe von »Besitzergreifung« und »Anerkennung«:

»Das Mirakel symbolischer Wirksamkeit [von Wahrnehmungs- und Handlungskategorien] löst sich auf, sobald man gewahr wird, daß dieser wahrhaft magischen Form der Beeinflussung oder – das Wort ist nicht zu stark – *Besitzergreifung* nur in dem Maße Erfolg beschieden ist, wie derjenige, der ihr unterliegt, zu ihrer Wirksamkeit beiträgt; daß sie nur in dem Maße Zwang auf ihn ausüben kann, wie er durch einen vorangegangenen Lernprozeß prädisponiert ist, sie *anzuerkennen*.« (Bourdieu 2004: 15)

Wie vollzieht sich dieses Wechselspiel am Europakolleg? Ich gehe von der Hypothese aus, dass sich das *Making* gerade dort vollzieht und untersuchen lässt, wo die offizielle, nach innen und außen getragene Selbstdarstellung des Kollegs von den Studierenden »gegen den Strich gebürstet« wird, wo soziale Konfliktfelder und Widersprüche zwischen alltäglichem Handeln und Selbstdarstellung auftreten und sich die Studierenden an der impliziten Forderung reiben, »Europäer zu werden und zu sein«.<sup>9</sup> Welche Vorstellungen von »Europäisch-Sein« wer-

---

9 Auch Michel Foucault geht davon aus, dass sich Machtverhältnisse gleichsam wie in einer chemischen Versuchsanordnung zutage fördern ließen, in dem man die gegen sie gerichteten Widerstände herausarbeitet: »Ich möchte einen neuen Weg in Richtung einer neuen Ökonomie der Machtverhältnisse vorschlagen, der empirischer und direkter auf unsere gegenwärtige Situation bezogen ist, und der mehr Beziehungen zwischen Theorie und Praxis umfasst. Sein Ausgangspunkt sind die Formen des Widerstands gegenüber den verschiedenen Machttypen. Metaphorisch gesprochen heißt das, den Widerstand als chemischen Katalysator zu gebrauchen, mit dessen Hilfe man die Machtverhältnisse ans Licht bringt, ihre Position ausmacht und ihre Ansatzpunkte und Verfahrensweisen herausbekommt. Statt die Macht von ihrer inneren Rationalität her zu analysieren, heißt es, die Machtverhältnisse durch den Gegensatz der Strategien zu analysieren.« Foucault 1999: 164.

den hier hervorgebracht? Einer Antwort auf diese Frage werde ich mich auf mehreren Wegen nähern.

### **Zeit, Macht, Raum**

Worin liegt die Spezifik des Ortes Europakolleg, und wie inszeniert er sich als ein hervorgehobener, mittlerweile etablierter Ort der Europäisierung? Wie beurteilen die Akteure selbst die Entstehung und Entwicklung dieses institutionellen Rahmens? Über die Erzählungen nähere ich mich der kulturellen Logik, in der über das *coming of age* des Europakollegs innerhalb des spezifischen diskursiven, kulturellen und politischen Umfeldes seit 1949 retrospektiv gesprochen wird. Welche Bedeutungen und semantischen Konnotationen werden immer wieder aufs Neue etabliert, und wie positioniert sich das Europakolleg in der es umgebenden politischen Landschaft? Anhand welcher Regeln und Rituale werden an diesem Ort, der sich als ein »europäischer Mikrokosmos« versteht, die Grenzen zwischen Innen und Außen ausgehandelt und gesetzt? Wie wird ein *sense of (one's) place* (Goffman 1966) geschaffen? Wer gehört zur *College community* und woran sind die symbolischen und kulturellen, sozial wirksamen Statusunterschiede innerhalb dieses Raumes festzumachen?

### **Milieuwissen, Alltagspraxen, Habitus, Performanz**

Am Europakolleg, das von der EU-Kommission mitfinanziert wird<sup>10</sup>, werden zukünftige »Experten«<sup>11</sup> mit Wissen über Europa ausgestattet. Mit welchen Wissensbeständen, welchen Imaginationen von Europa und Europäisierung bewegen sich die Studierenden und Absolventen des Europakollegs nach Brügge und Natolin und von dort in das Wissensmilieu des EU-Machtfeldes? Unter Milieus verstehe ich mit Ulf Matthiesen »relativ homogene Interaktionsformen mit erhöhter Bin-

<sup>10</sup> Neben dem Europakolleg werden u. a. auch das Europäische Hochschulinstitut Florenz, das Europäische Institut für öffentliche Verwaltung Maastricht, die Europäische Rechtsakademie Trier, das European Inter-University Centre for Human Rights and Democratisation sowie The International Centre for European Training (CIFE) in Nizza aus Mitteln der EU-Kommission mitfinanziert. Vgl. [http://ec.europa.eu/education/programmes/programmes\\_de.htm](http://ec.europa.eu/education/programmes/programmes_de.htm), Zugriff am 24. Juli 2007.

<sup>11</sup> Vgl. zu diesem Sprachgebrauch Kapitel 2.

nenkommunikation, die [...] durch ein zumindest implizites Milieu-Wissen um gemeinsame Praxisformen geprägt sind.« (Matthiesen/Bürkner 2004: 77) In dem »heuristischen Suchbegriff« Wissensmilieu werden unterschiedliche Wissensformen gebündelt – darunter *local knowledge* und akademisches bzw. institutionelles Wissen. Mich interessiert insbesondere das milieuspezifische europäische Alltagswissen: Welches alltäglich ausgehandelte, unausgesprochene Wissen (*tacit knowledge*) prägt das Selbstverständnis und das Alltagsleben der Akteure und ist für ihr professionelles Europäisch-Sein von symbolischer Bedeutung? Akademische Lehrinhalte stehen nicht im Zentrum dieser Arbeit.

Als Repräsentanten einer sich mehr und mehr transnationalisierenden Studierendenkultur, in der Europäisierung alltäglich stattfindet, werden die Studierenden am Europakolleg dazu ausgebildet, als Teil einer europäischen Funktionselite am »Haus Europa« mitzubauen. Welche sozialen und kulturellen *Praktiken* (vgl. Ortner 1984), Wissensbestände und symbolischen Kodices – d.h. welches kulturelle und symbolische Kapital – werden am Europakolleg gefordert, gefördert und herausgebildet? Wie sind das kulturelle Wissen und die symbolischen Praktiken beschaffen, mit denen die Akteure ihr Streben nach einer sichtbaren Teilhabe am Diskurs über die Europäische Integration unterstreichen? Mittels welcher Techniken des Selbst suchen und finden die Studierenden ihre individuelle Position, die sie als »am richtigen Ort befindlich« erkennen lässt und milieuspezifische »europäische« Züge verleiht?

*Wissen* und *Praktiken* bündeln sich und kommen zum Ausdruck im *Habitus*, den ich mit Bourdieu als die »sozialisierte Subjektivität« verstehe:

»Die menschliche Existenz, der Habitus als das Körper gewordene Soziale, ist jene Sache der Welt, für die es eine Welt gibt [...]. Die soziale Realität existiert sozusagen zweimal, in den Sachen und in den Köpfen, in den Feldern und in den Habitus, innerhalb und außerhalb der Akteure. [...] Ich bin in der Welt enthalten, aber sie ist auch in mir enthalten, *weil* ich in ihr enthalten bin; weil sie mich produziert hat und weil sie die Kategorien produziert hat, die ich auf sie anwende.« (Bourdieu/Wacquant 1996: 159ff.)

Bourdieu bezeichnet den Habitus als eine »strukturierende Struktur«, die durch die in ihrer Welt agierenden Menschen hervorgebracht wird und die ihr Handeln zugleich als ein »Stück verinnerlichter Gesellschaft« (Reichardt 1997: 73) reguliert. Wer begibt sich in die Strukturen des Europakollegs hinein, und wer wird dort hineingelassen? An-

hand welcher Kategorien findet die Auswahl der Studierenden statt bzw. aufgrund welcher vorgelagerten Selektionsmechanismen interessieren sich KandidatInnen überhaupt für das Europakolleg und bewerben sich dort? Was meint der Begriff *diversity* als rhetorische Formel am Europakolleg – folglich: was bedeutet die Rede von der europäischen »Vielfalt in Einheit« an diesem Ort?<sup>12</sup>

Doch wie lässt sich die mechanisch anmutende Verbindung, die der Habitusbegriff zwischen dem kulturellen und dem sozialen Feld herstellt, mit der Dynamik des Feldes und den fortwährenden sozialisierenden Effekt des Europakollegs verbinden? Der Performanzbegriff löst den scheinbaren Widerspruch zwischen (gefestigtem) Habitus und (situationsspezifischer) Inszenierung von Individuen auf. Anstatt die Akteure einem Milieu unveränderlich zuzuordnen, gerät die Frage in den Blick, mittels welcher Performanz sie soziale, kulturelle, symbolische Nähe zu wem herstellen. Lässt sich so etwas wie eine *europäische Performanz* herausarbeiten, in die sowohl der verkörperte Habitus als auch situative (von den Akteuren durchaus als real erlebte) Inszenierungen Eingang finden?

In einem Balanceakt aus ethnographischer Nähe und kritischer Distanz untersuche ich, wie sich Europäisierung im Alltag und aus der Sicht der Akteure – d.h. potentieller Angehöriger eines elitären EU-Wissensmilieus – vollzieht. Es geht also nicht um eine ohnehin nur kontextgebunden mögliche Antwort auf die allgemeine Frage, was die Essenz Europas sei, sondern vielmehr darum, wie die Institution Europa habituell und symbolisch kodiert, vermittelt, erlernt, ausgehandelt, erstritten, diskutiert, weiterentwickelt, hinterfragt, kurz: gelebt wird.

### **Das Ziel: Making them more like us ...**

Nicht nur im medialen Diskurs, sondern auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung herrscht das Bild einer durch demokratische Entscheidungsprozesse in ihrem folgenreichen professionellen Handeln nicht weiter beeinflussten transnationalen Elite vor, die von Brüssel aus die Geschicke der EU leitet. In der Tat wird nationale Politik in wachsendem Umfang von Brüssel aus gestaltet, wo Interessenvertre-

---

<sup>12</sup> Das Motto »Vielfalt in Einheit« ist eines der fünf EU-Symbole, die der Rat von Europa ernannt hat. Daneben sollen die einheitliche Währung, die Flagge, die Hymne und der Europatag am 9. Mai Möglichkeit zur Identifikation mit Europa geben. Vgl. dazu Göldner 1988.

tungen aller Art daran arbeiten, ihre Positionen und Zukunftsvorstellungen so weit wie möglich in den Entstehungsprozess von EU-Richtlinien einzuspeisen:

»The implications of an increasingly unaccountable Brussels-based transnational elite that is transforming itself from a *>class in itself to a class for itself*« raises fundamental questions about the future of democracy, citizenship and governance in Europe.« (Shore 2004)

Shores Argumentation, die die meisten seiner Texte durchzieht, lässt grundlegende Zweifel an der Existenzberechtigung der elitären Eurokraten erkennen. Doch die Frage, wie eine Gesellschaft oder, konkreter, ein soziales und politisches Gefüge wie die Europäische Union *ohne* Eliten sich gestalten könnte, wurde in der Theorie unterschiedlich, in der Praxis nicht dauerhaft befriedigend beantwortet.<sup>13</sup> Eine zurückhaltende, skeptische Haltung gegenüber Eliten und ihrer Rolle meint nicht, dass ihre Notwendigkeit rundheraus bestritten würde. Vor diesem Hintergrund ist das inhaltliche Ziel dieser Arbeit, die glänzenden Spiegelassaden der EU-Institutionen ein wenig durchsichtiger und die im EU-Wissensmilieu arbeitenden Menschen kenntlich zu machen. Damit ist das Demokratiedefizit der EU bei weitem nicht gelöst, doch immerhin werden hier die Motive, Ziele und das Selbstverständnis der Akteure im Zentrum des Europäisierungsprozess ethnographisch sichtbar gemacht.

Das zweite Ziel dieser Arbeit besteht darin, die ethnologische, kulturanthropologische Debatte um Forschungen in Eliten-Milieus zu befruchten und der Skepsis gegenüber Untersuchungen in diesem Milieu zu begegnen. Das Dilemma besteht darin, dem Feld und den befragten Akteuren gegenüber kritisch zu bleiben, ohne sie zu denunzieren. Ein Ausweg besteht darin, die spezielle Position der »Elite« zu dekonstruieren, sie nicht als die »Anderen« in einer fremden sozialen Welt darzustellen, sondern »sie« »uns« anzunähern – »to make them more like us« (Verlot 2001: 352):

»When we succeed in achieving the necessary level of intimacy, our own practices become a subversion of elite exceptionalism, opening it up to the realization of its human – indeed, its common – properties.« (Herzfeld 2000: 236)

Für meine Arbeit bedeutet dies ganz konkret, dass ich beispielsweise den Diskurs über den Elitenstatus der Studierenden und Absolventen

---

13 Vgl. dazu den Forschungsstand im Anschluss.

nicht als Ausweis ihres tatsächlichen sozialen Status verstehe, sondern als Strategie der professionellen und symbolischen Positionierung im EU-Machtfeld. Um die ihrem Handeln zugrunde liegenden kulturellen Logiken und sozialen Muster zu verstehen, habe ich das Handeln und die Motive der Akteure an ihrem »vertrauten Ort« *a priori* als legitimes betrachtet.

## Forschungsstand

Europa und die EU sind fester Bestandteil der politischen Berichterstattung in den europäischen Medien. Parlamentswahlen, Debatten über die Zusammensetzung der Kommission, wechselnde Ratspräsidentschaften sind mediale Großereignisse, die sich vom Nachrichtenstrom über neue EU-Richtlinien und die möglichen EU-Erweiterungen absetzen. So ist »Brüssel« nicht nur ein konkreter Ort europäischer Machtausübung, sondern auch ein medialer Ort, der Assoziationsketten in Gang setzt und Bilder aufruft: Anzugtragende Männer und wenige Frauen mittleren Alters an großen runden Tischen, die Europaflagge und die der Mitgliedsländer im Hintergrund, ein Kamerenschwenk über die silbrig glänzenden Fassaden des EU-Viertels.

Auch im wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Diskurs nehmen Europäisierungsprozesse und die EU prominente Plätze ein. Neben sozialwissenschaftlichen Arbeiten, die sich speziellen Themen und Fragen *in Europa* widmen – von ihnen wird in der Folge kurz die Rede sein – gibt es eine rasch anwachsende Menge an Forschungsliteratur *über Europa*, in denen Europäisierung und die EU als emergente und historisch vergleichsweise junge Phänomene im Zentrum stehen. Dabei liegt das Augenmerk zumeist auf Politikfeldern, in denen die EU eine Rolle spielt, und fokussiert das institutionelle Gefüge, in dem die politischen Auseinandersetzungen stattfinden (Shore 2000 u.a., vgl. auch Dracklé/Kokot 1996, Gal 2006, Gal/Kligman 2000). Die Sozial- und Geschichtswissenschaften interessieren sich u.a. für die Entstehung und Entwicklung einer oder paralleler europäischer Öffentlichkeiten.<sup>14</sup> Als sowohl epistemologisch als auch methodisch

---

<sup>14</sup> Zahlreiche Arbeiten über eine entstehende europäische Öffentlichkeit machen sich den normativen Gehalt eines Öffentlichkeitsbegriffs zu eigen, für den (explizit oder implizit) der Name Habermas steht. Zum einen scheint mir problematisch, dass oftmals schon die Fragestellung dieser Arbeiten affirmativ ist und einer wirklich kritischen Auseinandersetzung im Wege steht, die sich auch von den durch die politischen Institu-

nicht unproblematisch erweist sich die Suche nach einem geeigneten Maßstab und gültigen Kriterien, mit denen sich der Europäisierungsgrad der europäischen Gesellschaften – und mithin die Existenz einer (normativ aufgeladenen) europäischen Öffentlichkeit anhand von Medienanalysen messen ließe. Soziologische und politikwissenschaftliche Untersuchungen hadern oftmals mit der Frage, wie sich die EU konzeptionell jenseits einer Parallelisierung zur Nationenbildung<sup>15</sup> fassen ließe: als föderales System, als *United States of Europe*, als supra- oder postnationales Gebilde (vgl. etwa Abélès 1996, Nordén 2004, Sauer 2001)? Es ist einem nuancierteren Verständnis des europäischen Konstruktionsprozesses nicht unbedingt nützlich, und dennoch verharren viele Arbeiten in eben dieser Polarisierung zwischen Nation und supranationalem EU-Gebilde. Als Beispiel für die Gleichsetzung von Nationalstaatsbildung und Europäisierung liest sich Denis Smiths Arbeit. Er argumentiert: »[T]he sociogenesis of the European Union is a process that has a similar structure to the sociogenesis of the state, except that this process operates on a higher level of integration.« (Smith 1999: 246) Ganz ähnlich zieht Cris Shore in seinen Arbeiten immer wieder Parallelen zwischen der Europäischen Integration und der Entstehung des Nationalstaats, wie sie von Benedict Anderson (1983) und Eric Hobsbawm (1983) dargestellt wurde. Josep R. Llobera sieht das Kernproblem bei der Erforschung der Europäischen Integra-

---

tionen gesetzten Denkweisen und Begrifflichkeiten emanzipiert. Zum anderen fehlt vielen Arbeiten eine Reflexion über Machtungleichheiten und beispielsweise die Frage nach sozialen Praxen von Journalisten in den Zeitungsredaktionen und Machtverschiebungen innerhalb der Medienlandschaft. Zum dritten erschließt sich nicht immer, unter welchen theoretischen Prämissen die Auswahl bestimmter Blätter und in ihnen enthaltener Artikel getroffen wird, um sodann Aussagen über eine europäische Öffentlichkeit zu treffen. Wenn es sich dabei um eine temporäre Teilöffentlichkeit handelt, lassen sich anhand ihrer Aussagen über »Europäisierung« treffen? Wie lässt sich zwischen den Produzenten der Texte, dem Ort ihrer Veröffentlichung und den Konsumenten, den Zeitungslesern, eine theoretische und auch empirische Brücke schlagen? Kaelble/Kirsch/Schmidt-Gernig (2002) problematisieren etwa das Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und »Identität«, vgl. auch Gerhards/Neidhardt (1990), Requate (1999). Ein Ansatz, der Machtungleichheiten zu größerer Aufmerksamkeit verhelfen könnte, ist der von Nancy Fraser (1990).

<sup>15</sup> Vgl. zur Bedeutung des Konzeptes für die Untersuchung der EU Cram 2001: 235.

tion in der bisherigen konzeptuellen Armut, die jene unpassenden Vergleiche zur Folge habe (Llobera 2003: 157). Europäisierung lässt sich womöglich ertragreicher und nuancierter als ein vielschichtiger Zirkulationsprozess verstehen und beschreiben. Diese Zirkulation bringt neue soziale Gruppen hervor, für deren Verständnis die etablierten Konzepte von Nation und Staatlichkeit überdacht und modifiziert werden müssen. Beispiellohaft dafür ist die Arbeit des Forschungsprojektes TRANSIT MIGRATION<sup>16</sup>, das Migrationsprozesse »als globale transitorische Bewegungen« versteht, angesichts derer ein EUropäisches Grenzregime sich komplexer gestaltet, als es ein Blick auf die EU-Außengrenzen und das Schengener Abkommen vermuten ließe.

Die Vorstellung vor Zirkulation ist es auch, die in Forschungen zwischen sozialen Akteuren und ihren Praxen einerseits und gesellschaftlichen bzw. politischen Makrostrukturen andererseits vermitteln kann. Europäisierung findet in und durch vielfältige Zirkulationsprozesse statt, doch diesen Zirkulationen sind zugleich Grenzen gesetzt. Imaginations über Europa werden dort sichtbar, wo die zirkuläre Europäisierung ins Stocken gerät oder besonders energisch an der Beschleunigung des Prozesses gearbeitet wird – dort, so eine Ausgangshypothese dieser Arbeit, tritt der Konstruktionscharakter Europas besonders deutlich zutage (vgl. Giesen 1999).

## Ethnologische Forschungen über Europa

Das Erkenntnisinteresse und die Forschungstraditionen der Europäischen Ethnologie und Volkskunde, der Sozial- und Kulturanthropologie<sup>17</sup> unterscheiden sich durch ihren Blick auf (widerständige) Praxen, auf das Nichtplanmäßige und die Hindernisse im Europäisierungsprozess von der Soziologie, der Geschichts- oder Politikwissenschaft. EthnologInnen beschäftigen sich schon seit langem mit Europa, siedeln ihre Forschungen *in* Europa an oder schreiben *über* Europa als Region (bspw. Schneider/Schneider 1976, Dracklé/Kokot 1996). Seit der Europäische Integrationsprozess in den 1950er Jahren angestoßen wurde, entstand auch in den Ethnowissenschaften allmählich ein Interesse am politischen Projekt EU und seinen institutionellen Besonderheiten.

<sup>16</sup> [www.transitmigration.org](http://www.transitmigration.org) sowie das Initiativprojekt »Projekt Migration« (2002-2006) der Kulturstiftung des Bundes.

<sup>17</sup> Im Folgenden auch lesefreundlicher als *Ethnowissenschaften* zusammengefasst. Vgl. zu diesem inzwischen etablierten Klammerbegriff Welz (1996: 14) und Köstlin (1991).

Damit rückten Prozesse in das Blickfeld, die sich oftmals nicht räumlich fixieren ließen und lassen, sondern sich in den unterschiedlichsten sozialen und kulturellen Kontexten europaweit manifestieren. Dass die EU-Institutionen und das EU-Machtfeld erst seit den 1990er Jahren besondere Aufmerksamkeit erfuhren, erklärt sich durch das traditionelle Fachverständnis. So interessierten sich die Ethnowissenschaften lange Zeit in erster Linie für die Unterprivilegierten und forschten abseits politischer Machtzentren bei den im öffentlichen Bewusstsein weniger präsenten Menschen und sozialen Gruppen, um ihnen eine – ihre – Stimme zu leihen.<sup>18</sup>

Borneman und Fowler (1997) unterteilen in ihrem mittlerweile zu den »Klassikern« zählenden Aufsatz die bisherige sozialanthropologische Forschung über die Europäische Union in drei Bereiche: In der ersten Gruppe fassen sie Regionalstudien im Kontext des Integrationsprozesses und seinen Folgen, die aus einer »von unten nach oben« gerichteten Perspektive argumentieren und zum Teil vergleichend angelegt sind (vgl. Boissevain 1975, 1992, Holmes 2000, Johler 2004, McDonald 1989, Parman 1998, Wilson 1998 sowie Kaschuba 2008).

Zweitens setze sich, so Borneman und Fowler, eine – bislang weniger umfangreiche – Reihe von Forschungen mit alltagskultureller Interaktion der EU-Bevölkerung auseinander. Shore hat hierzu kritisch angemerkt, dass eine alleinige Homogenisierung der allgemeinen Lebensbedingungen, des Konsumverhaltens sowie der Populärkultur nichts mit einer grundlegenden Europäisierung der Bevölkerung oder einer gemeinsamen europäischen Identität zu tun habe (Shore 2000: 228). Doch es entstehen – unter anderem durch EU-Kultur- und Bildungspolitik – mehr und mehr soziale Räume und kulturelle Milieus, in denen Europa alltäglich erfahrbar wird (Vgl. Kaschuba 2005). Das Europäische in der Alltagskultur und die alltägliche Europäisierung zu erforschen ist der genuine Beitrag der Ethnowissenschaften: »Der Austausch und die Begegnung, die Übernahme von Modellen und Moden, aber auch die Differenzierung und Abgrenzung, die Besinnung auf Eigenheit und Eigenes: Das ist der eigentlich spannende Beitrag einer kulturellen Europäisierung, die vielfach auch ganz unbewusst und un-

---

18 Hier weisen die deutschsprachige Volkskunde, deren frühe Vertreter sich »zuhause« umschauten (vgl. Kaschuba 1999), und die angloamerikanische Sozial- und Kulturanthropologie interessante Parallelen auf. SozialanthropologInnen arbeiteten »at home« weiter, wie sie es vorher in Übersee getan hatten, und minimierten auf diese Weise – so Maryon McDonald – den Bruch mit den bisher gepflegten Forschungspraxen und ihrem Selbstverständnis. Vgl. McDonald 1989: 22.

geplant stattfindet.« (Kaschuba 2005) Elizabeth Murphy-Lejeune etwa hat sich mit der mit dem EU-Austauschprogramm ERASMUS entstehenden internationalisierten Studierendenkultur befasst und beschreibt die Entstehung eines neuartigen europäischen Erfahrungsräumes mit seinen besonderen Narrativen (Murphy-Lejeune 2002). Die EU als politisches Projekt scheint in diesem Erfahrungsräum und aus der Sicht der interviewten Studierenden auf den ersten Blick gar nicht aufzutreten, und doch ist sie es, die durch ERASMUS den Rahmen erst geschaffen hat. Europa wirkt hier in den Alltag, die Praxen und das Selbstverständnis der Akteure hinein und stößt so die Entstehung neuer Wissensfelder und -formen an, die schließlich ganz »natürlich« und nicht länger direkt mit der EU in Verbindung gebracht werden.

Expliziter geht Sabine Hess darauf ein, wie Europäisierung die Entstehung neuer sozialer Akteure und Gruppen beeinflusst und den Bewegungen und Handlungen von Individuen eine spezifische Logik verleiht (Hess 2005). Sie untersucht, wie junge Frauen aus Osteuropa Au-pair als Migrationsstrategie nutzen und legt dabei offen, wie das Grenz- und Migrationsregime der Europäischen Union im Alltag greift und welchen Einfluss es auf die Biographie(entwürfe) und Karrierepläne junger Frauen aus Ländern hat, die zum Zeitpunkt der Untersuchung noch kein Mitglied der Union waren. Besonders anregend für diese Arbeit ist eines ihrer zentralen Argumente, dass nämlich Europäisierung als politischer Prozess eng verwoben ist mit der neoliberalen Anrufung des unternehmerischen Selbst.

Drittens nähert sich eine Reihe von ForscherInnen über das politische Aktionszentrum der EU an das komplexe Forschungsfeld an. Diese Arbeiten sind in den politischen Institutionen und den ihnen angegliederten Organisationen in Brüssel, Straßburg und Luxemburg angesiedelt und untersuchen zweierlei: zum einen den dortigen Arbeitsalltag mit seinen besonderen Praxen und Diskursen, zum anderen den übergeordneten ideologischen Diskurs über den Integrationsprozess und die ihm zugrunde liegenden Strategien und Mechanismen. Wegweisend bei dieser Erforschung der EU »von oben« (vgl. Wilson 1998) sind vor allem die Arbeiten von Cris Shore und Marc Abélès (Shore 1993, 1996, 1997a, 1997b, 1999, 2000, 2004, 2004; Abélès 1992, 1996, 2000, 2004; Abélès/Jeudy 1997). Beide legen in ihren Publikationen den Konstruktionscharakter der EU zugrunde, wobei Shore zudem die problematische Frage der politischen Legitimation einer europäischen Elite in das Blickfeld rückt. Im Zentrum seiner Betrachtungen steht die Rolle von Kultur und Kulturpolitik im Integrationsprozess: Er analysiert die Alltags- und Arbeitskultur in der Kommission ebenso wie die

offizielle Kulturpolitik der EU. »Kultur« ist auch bei Shore in Anlehnung an Foucault stets ein »umkämpftes Gebiet«, Ziel und Raum von diskursiven Aushandlungsprozessen (Shore 2000: 23). Der Autor zieht weit reichende Parallelen zwischen dem europäischen Integrationsprozess und dem Prozess der Nationenbildung, wobei er sich in weiten Teilen auf die Argumentation von Anderson (1983) stützt.<sup>19</sup> Shore verdeutlicht, wie eine strategisch selektierte, verbindende europäische Geschichte als Mittel zur Rechtfertigung und Legitimierung des Integrationsprozesses in zahlreichen Reden und Dokumenten instrumentalisiert wird (vgl. etwa Fuhrmann 1981, Lubbers 1993, Maihofer 1987 sowie kritisch Borneman/Fowler 1997). Dabei haben Metaphern – das »Haus Europa«, die »europäische Familie« – eine fundamentale Bedeutung: Sie lassen den schrittweisen Zusammenschluss europäischer Staaten als eine »natürliche« Entwicklung erscheinen (Shore 1997a). Beide rhetorischen und argumentativen Strategien sind elementarer Bestandteil der EU-Kulturpolitik. Sie hat seit der Mitte der 1980er Jahre zunehmend an Bedeutung gewonnen und zielt auf die Legitimierung des Gesamtprojektes und die Loyalitätsverschiebung vom jeweiligen Nationalstaat auf die EU ab.<sup>20</sup> Der Autor zeigt, mit welchen diskursiven Strategien die EU-Institutionen die Europäische Gemeinschaft in eine Gemeinschaft der Europäer umzuwandeln versuchen – und wie die Kommissionsbeamten Tag für Tag daran arbeiten (Shore 2000: 125). Es liegt nahe, dass die Kulturpolitik der EU sich in weiten Teilen insbesondere als eine westeuropäische geprägte *Bildungspolitik* versteht, deren Ziel die europaweite und flächendeckende Diffusion von Wissen über den Integrationsprozess ist. Der französische Anthropologe Marc Abélès (1992) stellt den Korpsgeist des Europaparlamentarier und ihrer Mitarbeiter in den Mittelpunkt seiner Arbeit und lässt sich stärker auf die Sprache und die Selbstsicht seiner Interview- und Forschungspartner ein als sein britischer Kollege Shore.

---

19 Siehe Anderson 1983. Shore wurde für diese Sichtweise teilweise scharf kritisiert. So bezeichnet Llobera Shores Aussagen als inkorrekt: Die EU und Europa böten gar keine Bezugspunkte für eine primordiale Identität und seien deshalb nicht mit Nationalstaaten zu vergleichen, zudem vollziehe sich die Europäisierung der EU in einem so gemächlichen Tempo, dass der polemische und emotionale Ton des Briten Shore unangemessen sei. Vgl. Llobera 2003.

20 Dabei ist jedoch offenkundig, dass das Zugehörigkeitsgefühl zu einer Nation oder zu Europa sich nicht ausschließt, sondern vielmehr eng miteinander verwoben ist. Vgl. de Witte 1987, Shore 2000.

Die Ethnologie interessiert sich für den Arbeitsalltag und das Selbstverständnis der in den EU-Organen tätigen Beamten, die diesen subtil wirksamen Prozess mit Nachdruck in Gang setzen. Sowohl Abélès als auch Shore machen darauf aufmerksam, dass die EU-Beamten sich selbst in ihrer Funktion als Teil einer Gruppe von Intellektuellen und Pionieren – mithin als einer Elite zugehörig – wahrnehmen. Ihr Arbeitsalltag stelle gewissermaßen ein »Labor« (Shore 2000: 236, vgl. zu dieser Metapher etwa Kleger 2004) für den weiteren Integrationsprozess dar. Die Charakteristika und Probleme der einzelnen Institutionen, also z.B. der Kommission, spiegeln nach Shore und Abélès entscheidende Elemente des Integrationsprozesses *en gros* wider. Europa wird als eine »Arena kultureller Beziehungen« untersucht, in der Institutionen, Individuen und soziale Gruppen interagieren (Bellier/Wilson 2000: 4).

Wenn Sozialanthropologen und Ethnologen die Machtzentren der EU, die Institutionen in Brüssel, beforschen, dann umweht diese Texte oftmals ein Hauch kühler Exotik – in anderen Zusammenhängen würde diese Distanz zu den Forschungsobjekten kritisiert werden, denn eine »dichte Beschreibung« (Geertz 1983) gewann ihre Dichte stets auch aus der Nähe, die zwischen Forschendem und Beforschten entstand. Ethnologen haben sich den EU-Institutionen bislang oftmals wie etwas Fremden, Anderen angenähert, dass von außerhalb der eigenen Gesellschaft Einfluss auf die vielfältigen kulturellen und sozialen Lebenswelten in den europäischen Gesellschaften nahm – dabei wurden die Akteure in den Europäischen Institutionen in einer gesellschaftlichen Position oberhalb der des Forschenden imaginiert.<sup>21</sup> Auch Shore wahrt Distanz und fokussiert seinen Blick auf politische Symbole, auf die Struktur, Programme und Kernkonzepte der Kommission. Die Akteure des Konstruktionsprozesses – die Kommissionsbeamten – zeichnet er blass und gesteht ihnen in seinem Text kaum Individualität zu. So bleiben sie als soziale, auch emotionale Wesen mit Ideen und Zielen letztlich unkenntlich. Die Leserin erfährt nur wenig über ihre

---

21 Diese Haltung ist keineswegs spezifisch für das EU-Umfeld, sondern durchzieht viele Arbeiten, die z.B. in der Führungsetage von Unternehmen, den »oberen Gesellschaftsschichten« oder in Behörden entstanden sind. Heiner Goldinger verweist immerhin darauf, dass seine Erforschung von Symbolisationsstrategien und Machtmechanismen an den Finanzmärkten in Frankfurt am Main und Berlin in dem Maße zu einem »research in equal terms« wurde, in dem er die Fachtermini und den Jargon der Befragten verinnerlichte, d.h. in deren Augen »kompetent« wurde. Vgl. Goldinger 2002.

persönliche Motivation und eine möglicherweise in sich brüchige Weltsicht. Auch bleiben die Ausbildung und damit das in die Institution hineingetragene *europäische Wissen* im Dunkeln. All dies ließe sich oberflächlich mit dem Erkenntnisinteresse der genannten Arbeiten erklären. Tatsächlich tritt hier jedoch eine auch fachgeschichtlich bedingte Schwierigkeit zutage: Sich aus sozialanthropologischer Perspektive kritisch an Machtzentren und Eliten anzunähern und dabei die Akteure dennoch als Individuen darzustellen, die diese Macht in sozialen und kulturellen Prozessen *erworben* haben – und dementsprechend auch wieder verlieren können –, das scheint mit den Konventionen und Erwartungen an ethnowissenschaftliche Repräsentation in Textform nicht in Einklang zu stehen. Nicht ohne Grund warnt deshalb João de Pina-Cabral davor, den in einem womöglich kühleren Ton verfassten ethnologischen Eliten-Studien eine geringere Qualität zu attestieren (Pina-Cabral 1992).

Ein Blick auf die Geschichte der sozialwissenschaftlichen Elitenforschung und die geleisteten Beiträge aus der Ethnologie, Sozial- und Kulturanthropologie soll nun den Kontext beleuchten, aus dem heraus diese Arbeit entsteht und in dem sie verortet ist.

## Eliten in Europa

»[T]he emphasis is on examining the ways in which powerful individuals' multiple subjectivities are produced within the discourses in which they participate, and the points at which contradictions in those subjectivities arise.« (Priyadarshini 2003: 429)

Der Begriff »Elite« ist schillernd, historisch problematisch und ideengeschichtlich belastet – das gilt insbesondere für den deutschsprachigen Kontext. Diskurse in Wissenschaft und Politik, die um diesen Begriff, die damit bezeichneten sozialen Gruppen und deren gesellschaftlichen Implikationen herum stattfinden sind eng miteinander verwoben und lassen sich nicht voneinander ablösen. Die Ethnowissenschaften beschäftigen sich erst seit kürzerer Zeit eingehender mit sozialen Gruppen, die mit sich unter dem Sammelbegriff »Elite« zusammenfassen lassen.<sup>22</sup> Die soziologische Elitenforschung gab lange Zeit den Ton an und hat sich vor allem seit dem Ende des 2. Weltkriegs mit Fragen

---

<sup>22</sup> Einen Überblick bietet Gusterson 2001, vgl. auch Shore 2002 und die Investigation von Friedrichs 2008.

der Hegemonie und Machtungleichheit beschäftigt.<sup>23</sup> Dabei bewegte sich die Forschung entlang zweier entgegen gesetzter »klassischer« Perspektiven: Zum einen wurde die »Konflikttheorie« vertreten, die in der Tradition von Marx/Engels und Gramsci steht und deren Prämisse die Existenz einer hegemonialen Klasse ist (vgl. Cohen 1981: 6). Diese will aus einem *Eigeninteresse* heraus ihre gesellschaftliche Macht erhalten und ausbauen. Im Gegensatz dazu wird – basierend auf Mosca, Pareto und Michels – davon ausgegangen, dass mit einander im Wettstreit stehende und sich ablösende Eliten aus einem *gesamtgesellschaftlichen Konsens* heraus entstehen. Stabile soziale Ordnungen seien so gewissermaßen auf der Grundlage eines unausgesprochenen Einverständnisses hierarchisch aufgebaut. Diese ahistorische Sichtweise ist grundsätzlich problematisch, doch im EU-Machtfeld nicht selten anzutreffen: Dort werde nicht nur im Namen, sondern auch »im Sinne« der EU-Bevölkerung entschieden. Die Forschung setzte sich in der Mitte des 20. Jahrhunderts, angelsächsisch dominiert, zunächst eher mit der letztgenannten, von der Annahme eines zugrunde liegenden Konsens ausgehenden Tradition auseinander – wenngleich vor allem C. Wright Mills forderte, vom »romantischen Pluralismus« der Eliten zugunsten der Sichtweise einer einzigen, untereinander eng vernetzten *Power Elite* Abstand zu nehmen (Mills 1956). Sozialanthropologische Forschungen und auch diese Arbeit teilen das Grundverständnis, dass es sich bei Eliten um Personengruppen an einflussreichen gesellschaftlichen Positionen handelt, die über kulturelles, soziales und somit symbolisches Kapital verfügen. Sie vertreten Konzepte und Ideen, die über ihr eigenes soziales Milieu hinaus wirkmächtig sind (vgl. Shore/Nugent 2002). Eine (potentielle) Zirkulation von Eliten gestaltet sich komplexer und konfliktgeladener, als es Mosca und Pareto darstellten. Die Denkfigur der Zirkulation und Durchlässigkeit von Eliten ist zunächst wohl eher als eine optimistisch-egalitäre theoretische Möglichkeit zu bewerten, als dass sie sich in den westlichen Gesellschaften unmittelbar widerspiegelt (cgl. Hartmann 2007). Ethnologen interessieren sich ohnehin stärker dafür, mit welchen Strategien konkurrierende Eliten sich darum bemühen, diese Zirkulation gerade *nicht* stattfinden zu lassen, sondern ihre gesellschaftliche Position

23 Trotz des neuerlich wachsenden Interesses an Eliten(forschung) gebe es noch mangelndes Wissen über die Personenkreise und Milieus, die als »Eliten« gelten – so Peter Imbusch. Die politikwissenschaftliche Forschung habe mit ihrem Zugang über die Funktionen der untersuchten Personen wenig Erhellendes für die Soziologie – zu ergänzen wäre: und für die Ethnowissenschaften – beizutragen. Imbusch 2003.

durch Distinktionsmechanismen und Strategien der Abgrenzung zu festigen (vgl. Etzioni-Halevy 2001 sowie Bluhm 2000; Hartmann 2004; Wasner 2004).

Laura Naders Aufruf, endlich »nach oben« zu forschen, hallt bis heute nach und wurde differenzierter von Shore und Nugent erneuert. Die Autoren fordern EthnologInnen dazu auf, sich endlich stärker Eliten zuzuwenden – und kritisieren zugleich, dass ethnologische Forschung in Machtfeldern offensichtlich noch lange keine Selbstverständlichkeit ist (Nader 1969: 12f.; Shore/Nugent 2002). Die beiden Autoren stellen vier entscheidende Kriterien auf, denen solche Untersuchungen Rechnung tragen müssten: Erstens solle eine diachrone Perspektive gewählt werden, welche die betreffende Elite als eine *historisches* und somit prinzipiell auch vergängliches Phänomen kennzeichnet. Das bedeutet für diesen Fall, dass der zirkuläre Europäisierungsprozess und sein Einfluss auf die Entstehung einer europäischen Elite berücksichtigt werden müssen. Zweitens müssten zukünftige Forschungen sowohl die *externen* als auch die *internen* Normen, Werte und Interessenlagen, welche die Elite als Gruppe zusammenhalten, offen legen. Der diskursive und gesellschaftliche Rahmen, innerhalb dessen sich die Elite konstituiert, sei in die Untersuchung einzubeziehen.<sup>24</sup> Auch Michael Herzfeld weist ausdrücklich darauf hin, Eliten stets kontextspezifisch und an den ihnen vertrauten Orten zu untersuchen (Herzfeld 2000: 230ff.). Ihre intendierte *Überlegenheit* könne nur durch die (zumindest angestrebte) *Unterlegenheit* anderer sozialer Gruppen zustande kommen, die durch ihr entsprechendes Verhalten wiederum die hervorgehobene Position von Eliten und letztendlich die soziale Ordnung stabilisieren. In diesem Sinne seien Eliten, so Herzfeld, vergleichbar mit Bürokratien, deren Bedeutsamkeit auf der Bestätigung von außen basiert. Drittens, so Shore und Nugent weiter, bedürften die Reproduktionsstrategien und -techniken einer Untersuchung.

In dieser Arbeit wird der Alltag am Europakolleg mit seinen Traditionen, Ritualen und Regeln in den Blick genommen. Schließlich fordern sie dazu auf, die spezifische Sprache und die Praktiken der Selbst-

---

24 George Marcus (1983) betrachtet Eliten sogar als Subkulturen. Der deutlich stärkere Einfluss, den Eliten im Vergleich zu anderen Subkulturen auf die Gestaltung der gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen haben, findet hier allerdings problematischerweise keine Beachtung. Einen umfassenden Überblick über neuere Fallstudien zu Eliten, deren ökonomischer, politischer und kultureller Kontext einbezogen wird, bieten z.B. Shore/Nugent (2002) und Pina-Cabral/Pedroso de Lima (2000).

repräsentation – die Techniken zur Legitimierung und zur Erweiterung der Definitionsmacht – zu analysieren (vgl. Herzfeld 2000: 234). Ziel solcher Arbeiten soll und wird es sein, Eliten zu »entmystifizieren, sie durch eine Beschreibung ihrer Alltagspraxen als Teil eines sozialen Gefüges, Prozesses und Diskurses darzustellen und ihre subtilen Distinktionsmechanismen zu beleuchten.<sup>25</sup>

Abner Cohen macht in seiner Arbeit auf ein grundsätzliches Paradox aufmerksam: So widerspricht das Ziel von Eliten, die eigene Existenz mittels einer durch sie ausgeübten universalistischen Funktion zu legitimieren, ihrer Organisationsform. Letztere ist notwendigerweise partikularistisch, denn nur so können die Entstehung und der kollektive Zusammenhalt gesichert und die Eigeninteressen der Gruppe gestärkt werden. Cohen untersuchte und analysierte in Sierra Leone die Entwicklung und Funktionsweise einer spezifischen Elitenkultur.<sup>26</sup> Dabei gelangt er zu folgenden Ergebnissen: Eine Elite zieht erstens innerhalb eines formell offenen Systems informelle Grenzen. Ihre Mitglieder knüpfen zweitens ein enges Netz, das gegenseitige moralische und praktische Unterstützung sichert. Die Elite rekrutiert drittens ihre Nachkommen nach dem Prinzip der Chancengleichheit. Demnach steht innerhalb dieser sozialen Gruppe prinzipiell allen die Möglichkeit offen, in eine machtvolle Position zu gelangen. Cohen nennt als viertes Charakteristikum, dass die Gruppe ein zunächst kleinräumiges, auf persönlichen Beziehungen und Nähe aufbauendes Netzwerk entwickelt, um langfristig zu einer größeren Einheit anzuwachsen. Fünftens formuliert und vertritt sie eine Ideologie, welche ihr eigenes Handeln innerhalb einer (nicht-rationalen) kulturellen Formation rationalisiert oder gar naturalisiert (Cohen 1981: 220). Eine Elite legitimiert Cohen zufolge ihre Existenz und ihr Handeln damit, dass sie einem übergeordneten und rational begründbaren Ziel diene – hier letztlich der Europäischen Integration. Zugleich setzt diese Elite sich durch gemeinsame Normen und Praxen als soziale Gruppe von ihrem Umfeld ab.

Aus Cohens Überlegungen leite ich für meine Arbeit ab, dass sich auch im *europäischen Wissen* vermeintliche universale Funktion und ein partikulares Interesse der Kollegabsolventen verbinden – je unauf-

25 Etzioni-Halevy (1993) sieht die größte Gefahr für Demokratien darin, dass Eliten ihre Macht missbrachen. Wenn durch die Untersuchung von Elitenmilieus mehr Transparenz geschaffen wird, dann könnten diese auch »Motoren des Wandels« und sozialen Fortschritts in einer Demokratie sein.

26 Hiermit soll keineswegs suggeriert werden, dass Forschungen in Sierra Leone und Europa in allen Punkten gleichzusetzen seien.

löslicher diese Verbindung scheint, desto eher wird Cohen zufolge der Anspruch auf Machtteilhabe durchsetzbar sein. Mit *europäischem Wissen* meine ich implizites und explizites Wissen, welches sowohl professionell als auch symbolisch von hohem Wert ist, um im EU-Milieu Fuss zu fassen und beruflich erfolgreich zu sein. Shore und Nugent nehmen Cohens bis heute wegweisende Studie ein weiteres Mal zur Grundlage, um eine »Anthropologie der Eliten« zu fordern. Es müssten vor allem die Mechanismen analysiert werden, mittels derer eine Elite ihre universalistische Funktion demonstriert und durch die sie sich von anderen gesellschaftlichen Gruppierungen abgrenzt.

Auf einer monumentalen Datenbasis hat Bourdieu (2004) die Selektionskriterien und traditionellen Reproduktionsmechanismen der französischen Elite, des »Staatsadels« offen gelegt. Er zeigt, welcher Habitus und welche Wertvorstellungen beginnend beim Schulsystem über die *Grandes Ecoles* bis hin zum gesellschaftlichen Machtfeld geformt und von all jenen internalisiert werden müssen, die dieser Elite angehören wollen. Die Reproduktion französischer Eliten verläuft nach einem sehr deutlichen Muster und unterscheidet sich von der anderer EU-Mitgliedsstaaten (Hartmann 2003, 2004). Die Auswahl von zukünftigen EU-Kommissionsbeamten mittels eines *Concours* zeigt jedoch, dass die Brüsseler Behörden hier französisch inspiriert sind, und auch das Europakolleg weist Züge einer französischen Bildungsinstitution auf, wie weiter unten deutlich werden wird. Doch neben diesen sichtbaren Verbindungslien ist es vor allem der holistische – und insofern der Ethnologie verwandte – Anspruch Bourdieus, der die Studie auszeichnet, denn:

»Mehr noch als die Teilhabe an einer gemeinsamen Kultur in herkömmlicher Bedeutung, also einer Gesamtheit von legitimen Kenntnissen und praktischem Wissen, sind es [...] die Unwägbarkeiten von Benehmen und Haltung, die typischen Ausdrücke des schulischen Slangs, die Sprachspiele, die Art zu scherzen, die bestimmte Art, sich zu bewegen, zu sprechen, zu lachen und mit anderen, insbesondere mit den Gleichen, zu verkehren, die ein sofortiges und anhaltendes Einverständnis zwischen Mitschülern herstellen, das tiefer reicht als eine einfache Übereinstimmung aufgrund gemeinsamer Interessen und damit zu all den Effekten beiträgt, die mit der »Geheimbündelei« der *Grandes Ecoles* verbunden werden.« (Bourdieu 2004: 101)

Irène Bellier hat sich mit der Reproduktion französischer Eliten und einer Europäischen Elitenkultur befasst. Sie beschäftigt sich mit dem Habitus und dem Selbstverständnis von Studierenden und Absolventen der ENA und erörtert das Verhältnis von Institution und Individuum in der EU-Kommission. Bellier betont, dass Akteure innerhalb ei-

ner Institution einen spezifischen Habitus und spezifische Praxen ausbilden und macht dies u.a. an der Alltagssprache fest. Mit ihrer zentralen These, dass eine Institution durch ihre Normen und Strukturen überindividuelle Wirkmacht entfalte, folgt sie Mary Douglas. Ein Spannungsverhältnis (um nicht zu sagen: Widerspruch) tut sich jedoch zwischen den argumentativen Ausgangspunkten Belliers auf, wenn sie einerseits die Kommissionsbeamten als eine Subkultur verstehen will, andererseits aber der offiziellen *spill-over*-Rhetorik folgt und die Kommission als Mikrokosmos deutet, dessen Alltagskultur die *top-down*-Entstehung einer europäischen »Kultur« quasi vorwegnehme (Bellier 1997).

Auch Marc Abélès (1992, 2000) und Maryon McDonald (1997) haben den Habitus, den Alltag und die Weltsicht von Beamten und Parlamentariern in der Europäischen Kommission und im Europaparlament herausgearbeitet – und angesichts der Reihe der genannten Arbeiten kann tatsächlich mit Bellier und Wilson die Kritik zurückgewiesen werden, dass »zu wenig über die EU« geforscht werde. Maryon McDonald weist auf die Schwierigkeit hin, die mittlerweile als »natürlich« erscheinende EU und Europäisierungsprozesse differenziert und kritisch zu hinterfragen – zumal als Forschende, die von genau diesen Prozessen profitiert, die sich z.B. als Bürgerin eines EU-Mitgliedsstaates innerhalb der EU ganz selbstverständlich und frei bewegen kann. McDonald fordert Sozial- und KulturanthropologInnen auf, ihren skeptischen Blick auf die EU zu lenken:

»EU-bashing is not my intention. On the contrary, the EU is a grand story, and I want the organ play loudly for ›Ode to Joy‹. I just want a little bit of enigmatic mischief in the pews, and I would dearly like to see anthropologists stop wittering on about ›reflexivity‹ and the rest whilst letting the EU, in all its ramifications, pass us by. [...] It is necessary to find one's voice of criticism [...]. A very effective voice is an anthropological one. We can gather up all the metaphors of accountability – voice of the people, peculiarly in touch with cultural relativism, handle on the economic, insights into the social, and so on. We are read and listened to. So lets get out there.« (McDonald 2005: 4)

Nun muss man meines Erachtens nicht gleich die »Ode an die Freude« anstimmen, um sich vom Verdacht des undifferenzierten Euroskeptizismus freizusingen – immerhin die Aussage, dass die Ethnowissenschaften über die Fachgrenzen hinweg »gehört« werden, kann für den deutschsprachigen Raum allmählich bestätigt werden. Erst allmählich dringt immerhin die Kunde zu geschichts- und politikwissenschaftli-

chen Ohren vor, dass die Ethnowissenschaften fruchtbare Ansätze zum Verständnis der EUropäisierung Europas zu bieten haben.

Was allen genannten Arbeiten fehlt, ist eine tiefer gehende Beschäftigung mit den Akteuren über deren aktuellen Arbeitszusammenhang und ihre Funktion hinaus. Die genannten AutorInnen beschäftigen sich mit Stereotypen, spezifischer Alltagssprache und der institutionellen Einbettung der Akteure in den Kontext der EU-Integration. Weil sie aber die Wissensfelder und sozialen und kulturellen Zusammenhänge, die die Kommissionsbeamten, EU-Parlamentarier etc. erst zu solchen werden lassen, unterbelichtet lassen, reproduzieren sie auf ihre Weise die mediale Kritik an den »Eurokraten«. Wie die EUropäisierung Europas *durch* die von mir befragten und begleiteten Personen *in* ihrem Alltag stattfindet, will diese Arbeit zeigen. Sie soll zudem offen legen, wie die sozialwissenschaftliche Debatte um Eliten Eingang in den Diskurs und die Repräsentation der (potentiellen) Eliten selbst gefunden hat. Grundsätzlich ist die (Selbst-)Bezeichnung einer sozialen Gruppe als »Elite« mit Vorsicht zu genießen, denn sie ist Teil des *brandings* von Bildungsabschlüssen und Ausdruck eines an ökonomischem Gewicht gewinnenden Wettbewerbs um die »besten Köpfe«.<sup>27</sup> Immer größere Teile der europäischen, »westlichen« Bevölkerung gehen mittlerweile so genannter Wissensarbeit nach – und so sind auch die Absolventen des Europakollegs Akteure unter vielen in der Wissensgesellschaft.<sup>28</sup> Was sie ausweist, ist ihr habitualisiertes Spezialwissen, das sie im Brüsseler Machtfeld als professionelle EUropäer ausweist. Zu diesem Wissen gehört auch die Fähigkeit, sich in den aktuellen Elitendebatten positionieren zu können.

## **The Making of (the) fieldwork(er)**

Ich führte meine Feldforschung am Europakolleg in Brügge und Natolin von Februar bis Oktober 2004 durch. Während dieser Zeit lebte ich zusammen mit den Studierenden der *promotion John Locke* in deren Unterkünften. Ich nahm am Alltag der Studierenden teil, besuchte zahlreiche Kurse aller Fachrichtungen und führte Gespräche und Interviews mit Studierenden, Kollegmitarbeitern und Dozenten. Neben dem während der Feldforschung erhobenen Material bildet auch der Prozess der Feldforschung selbst den Grundstock der Argu-

---

27 FTB vom 28. April 2004.

28 Vgl. zu der Debatte um den Begriff, seine Konjunktur und die immanente Ideologie u.a. Kübler (2005).

mentation: Die Interaktion und Bewegung der Forscherin im Feld, und die von ihr angewandten Techniken des Selbst lassen ebenso Rückschlüsse auf das von Machtverhältnissen durchzogene Feld, seine Normen und strukturierenden Traditionen zu. Damit werden auch sie zu Wegweisern auf der Suche nach kulturellen Logiken oder dem Tauschwert sozialer und symbolischer Kapitalien.

Während der Aufenthalte in Brügge führte ich Interviews mit Absolventen unterschiedlicher Studiengenerationen, die in der EU-Kommission in Brüssel, Vertretungen nationaler Verwaltungen oder bei Lobbyisten (Nichtregierungsorganisationen, Wirtschaftsverbände, etc.) entweder in Brüssel und nach einem mehrjährigen Aufenthalt dort wieder andernorts, meist in ihrem Herkunftsland, tätig waren und sind.<sup>29</sup>

Das Europakolleg weckt auf den ersten Blick Assoziationen zu einem »klassischen« ethnologischen Feld (vgl. Gupta/Ferguson 1997b): Es scheint räumlich leicht eingrenzbar, die Kontakte der Akteure am Europakolleg mit der Außenwelt sind stark beschränkt, und es gibt distinkte innere Strukturen, Rituale und Traditionen, denen wiederum spezifische Alltagspraxen entsprechen. So ist es sicherlich auch kein Zufall, wenn der Vize-Rektor mir als Ethnologin gegenüber die »tribale Situation«, in der die Studierenden sich für ein Jahr befinden, als einen elementaren Bestandteil der Ausbildung bezeichnet.<sup>30</sup> Im Unterschied zu den Klassikern der Ethnowissenschaften, in denen »Feld« in erster Linie einen »anderen« geographischer Ort meint (vgl. Gupta/Ferguson 1997a), nimmt diese Arbeit die Beobachtungen am Europakolleg zum Anlass, um über zirkulare Europäisierungsprozesse und die sozialen Gruppen, durch die jener Prozess mit dem dazugehörigen Wissen vorangetrieben wird, nachzudenken. Welche »imaginings of the Union« (Cram 2001: 237) werden am Europakolleg ausgehandelt? Anderson selbst liefert den Hinweis, dass selbst *communities*, die durch einen gemeinsamen Alltag und ihr Wissen verbunden sind, von Imaginationen zusammengehalten werden: »[A]ll communities larger than primordial villages of face-to-face contact (and perhaps even these) are imagined.« (Anderson 1983: 1) Die heutige Position des Europakollegs im Europäisierungsdiskurs beruht auf der langen Tradition als Ausbildungsinstitution und seiner darin begründeten Einbindung in das institutionelle Netzwerk der EU. Dieser Status macht es – trotz

29 Hier wäre es wünschenswert gewesen, neben den von mir interviewten, in Berlin und Hamburg lebenden AbsolventInnen noch weitere Gesprächspartner zu finden.

30 FTB vom 8. Februar 2004.

der stark wachsenden Anzahl konkurrierender EUropa-Studiengänge – zu einem geeigneten Ausgangspunkt, um sich mit der Formation des EU-Diskurses und der sich darin vollziehenden Bewegungen zu befassen. So bildet das Europakolleg das räumliche Zentrum und den Ankerpunkt der Arbeit, an dem diskursive Aushandlungsprozesse in zugespitzter Form stattfinden und von dort aus ins Umfeld ausstrahlen.

Michael Herzfeld (2001) hat bereits auf die geänderten Vorzeichen hingewiesen, unter denen ethnologisches Wissen in Eliten-Wissensmilieus entsteht: Was passiert, wenn die Menschen, die ich beforsche, die Quelle meiner Theorien über sie sind? In meinem Fall wurde binnen Kurzem deutlich, dass die ethnologischen Tugenden des Zuhörens und Abwartens allein mich nicht sehr weit bringen würden. Die Diskurse, in denen meine Forschungspartner sich verorten und in die sie sich aktiv einschalten, sind von denen der Wissenschaft nicht zu trennen.<sup>31</sup> Meine erste Ansprechpartnerin im Feld stellte mich im beim Abendessen im Speisesaal freundlich als »die Elitenforscherin« vor und löste damit Fragen aus, die sich in den folgenden Tagen und Wochen zumeist beim Abendessen entluden: Mit welchem Elitenkonzept ich denn arbeite? Wie ich meine Fallstudie angelegt und welche Hypothesen ich aufgestellt habe, wie ich mein *sample* zusammengestellt habe – und inwiefern denn von Repräsentativität die Rede sein könne.

---

31 Damit geht die Herausforderung an die Forschenden einher, sich im Feld neu zu positionieren. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Feld kann jedenfalls nicht mehr auf einer »Metaebene« stattfinden: »Die allgemeine spätmoderne Kontextvermischung macht auch vor uns Forschenden, vor unseren Feldern, Fragen und Begrifflichkeiten nicht halt. Wir konkurrieren längst in unseren Themen und auch hinsichtlich des Qualitätsanspruchs und der Überlegungen, mit dem wir sie angehen, mit den Medien. [...] Wenn die *seriösen* Medien zu unserem jeweiligen Forschungsthema selbst schon so differenzierte Analysen zur gegenwärtigen Alltagswelt aus einer übergeordneten, kritischen Warte liefern, wo wollen wir Forschende dann noch hin, wenn wir gewohnt sind, zunächst auf einer Metaebene in Distanz zu diesen Quellen zu gehen? Bleiben wir bei unserem Anspruch, so liefern wir die Analysen der Analysen, die aber nicht unbedingt weiter und auf jeden Fall weg von der in der Wissenschaft geforderten empirischen Bodenhaftung führen.« Die explizite Selbstverortung der oder des Forschenden *und* die Herausarbeitung sowohl des Erkenntnisinteresses als auch eines Argumentationsganges (und dort besteht m.E. nach wie vor eine Abgrenzungsmöglichkeit zu journalistischen Texten) werden umso wichtiger – siehe unten. Vgl. Götz 1998: 123f.

Nach einiger Diskussion über den Begriff der Funktionselite und meiner Erklärung, dass ich nicht ans Europakolleg gekommen sei, um die Frage: »Elite – ja oder nein?« zu beantworten oder überhaupt erst zu stellen, war zumindest eines klar: Hier trafen unterschiedliche Denk- und Redeweisen aufeinander. Meine gesamte Feldforschung und insbesondere die Interviews müssen somit als Interventionen verstanden werden, in denen zwei Modi einander treffen, die nur bedingt miteinander in Einklang zu bringen sind. Ein Abgleich unterschiedlicher Repräsentationsformen kann auch gar nicht das Ziel ethnologischer Forschung sein – vielmehr bietet es sich an, durch die strategische Verwendung »konfrontativer Interviewtechniken« und den Einsatz bestimmter Reizwörter Erkenntnisse zu gewinnen. So entpuppte sich das Wort »Elite«, das, einmal verwendet, kaum mehr abzuschütteln war und mich phasenweise zu einer unfreiwilligen »Elitenforscherin«<sup>32</sup> werden ließ, hin und wieder auch als hilfreich und erleichterte den Einstieg in Gespräche über die Selbstverortungen der Studierenden und des Kollegs.<sup>33</sup>

Die unterschiedlichen Denk- und Repräsentationsmodi der Ethnologie und des *Wissensmilieus* Europakolleg traten noch deutlicher zutage, wenn im Feldforschungsalltag Themen auftauchten, von denen auch in dieser Arbeit die Rede sein wird: In den ersten Wochen meines Feldaufenthaltes hatte ich Gelegenheit, an einem Seminar über die »Rolle von Eliten im Prozess der Globalisierung« teilzunehmen. Ich setzte mich zu den anderen Studierenden in den Unterrichtsraum, folgte den einführenden Worten des Professors und schlug den Reader auf. Auf der Leseliste ganz oben stand Arjun Appadurais *Modernity at Large*. Nicht nur, dass die gesamte Unterrichtssituation, in der ich nun in veränderter Rolle, nämlich nicht mehr als Studentin, sondern als Feldforscherin befand, mir nicht fremd war – nun lasen meine zukünftigen Interviewpartner auch dieselben Texte!

Wie forschte ich in einem akademischen, elitären Umfeld, in dem man sich mit Europa befasst? Und wie positioniere ich mich in einem

---

32 Bei meinem letzten Forschungsaufenthalt zu Beginn des Studienjahres 2004/2005 vermuteten viele Studierende, ich sei eine Sozialpsychologin, die die Auswirkungen von Gruppendruck erforscht. Dass sowohl Ergebnisse als auch der Verlauf der vorliegenden Untersuchung anders aussähen, wenn der oder die Forschende nicht weiß, weiblich, westdeutsch und heterosexuell wäre, ist mithin beinahe ein Gemeinplatz. Vgl. zur Wahrnehmung des ethnographisch Forschenden grundlegend Lindner 1981.

33 Vgl. Kapitel 2.

Feld, das sich auf akademischem Niveau mit Themen beschäftigt, die denen der Ethnowissenschaften teilweise sehr nahe stehen? Diese Fragen durchzogen meine Feldforschung von Anfang bis Ende. Im Verlauf des erwähnten Seminars konfrontierten die Studierenden den Dozenten mehrfach mit Fragen oder Kommentaren, die auf die Umsetzung des Gelesenen in zukünftiges (eigenes) Handeln abzielten. Der Dozent entgegnete, dass sein Seminar genau diesen Zweck *nicht* verfolge – dass die Studierenden einen Schritt zurücktreten und eben gerade *nicht* anwendungsbezogen argumentieren sollten. Sein Einwurf verdeutlichte, dass es bei aller Ähnlichkeit der Inhalte ein grundlegender Unterschied in der Art und Weise besteht, *wie* mit diesen Inhalten umgegangen wird und mit welchem Ziel man sich ihnen zuwendet. Diese Feldforschung in einem Elitenmilieu forderte dazu heraus, das eigene Erkenntnisinteresse immer wieder zu fokussieren, bei der Begegnung unterschiedlicher Repräsentationsmodi nicht die Perspektive des *studying up* vorwegzunehmen und den Verlust der Deutungshoheit über das eigene Wissen zu befürchten – sondern diese Begegnungen für die eigene Fragestellung fruchtbar zu machen.

Bourdieu hat sich zu der Schwierigkeit geäußert, eine angemessene – d.h. kritische, dabei jedoch nicht polemische – Sprache zu finden, in der man über seine Interviewpartner und Forschungssubjekte spricht, zumal wenn diese dem Forschenden näher stehen als in der immer noch als »klassisch« zu bezeichnenden Forschungssituation (vgl. dazu Bourdieu 2004: 16). Diese Problematik wurde auch in der deutschsprachigen Auseinandersetzung mit dem Konzept des *research up* erörtert. Ich trat meine Forschung mit dem ebenso festen wie von Empirie ungetrübten Vorsatz an, die beim *research up* schon vorausseilend nach oben weisende Blickrichtung *nicht* einzunehmen. Durch eine vorausseilende Festbeschreibung eines sozialen Gefälles zwischen Forschenden und Beforschten schienen mir die vielschichtigen Praxen und Prozessen der Konstruktion einer potentiellen Elite aus dem Blickfeld zu geraten. Bernd-Jürgen Warneken und Andreas Wittel weisen auf die Gefahr hin, sich als Forschende nach unplanmäßig zu Audienzen mutierten Interviews etwaigen Rachegelästen hinzugeben, die dann im Text ihren Niederschlag finden.<sup>34</sup> Die Erfahrung, dass der feldfor-

---

34 Schon die Bezeichnung *research-up* hat die Tendenz, ethnologische Forschungen entlang von vertikalen Sichtachsen zu kategorisieren. Es geht mir hier nicht darum, möglicherweise vorhandene soziale Statusunterschiede und die damit verbundenen Herausforderungen an sozialanthropologische bzw. ethnologische Feldforschung zu leugnen, mit denen die Forscherin sich auseinanderzusetzen hat. Mich interessiert die Frage, wie

schenden *agency* zeitweise unverrückbare Grenzen gesetzt sind und dass die Zuschreibung sozialer Rollen nicht immer den eigenen Idealvorstellungen entspricht, machte auch ich. Allerdings entschloss ich mich, dies als Quelle zu nutzen, aus der ich als Ethnologin Wissen über mein Feld schöpfen konnte (Fumanti 2004). So erschloss sich mir im Verlauf meiner Feldforschung, dass die nach sehr ähnlichen Mustern verlaufenden Gespräche mit zumeist männlichen Professoren und älteren Absolventen des Europakollegs nicht deshalb als gescheitert zu betrachten sind, weil mir die sich wiederholenden und von Mythen gesättigten, ausgefeilten Narrative über das Kolleg ein aufs andere Mal vorgebrachten wurden und ich nur ab und an einen Weg fand, den Gesprächsfluss in eine meiner Erwartung entsprechenden Richtung zu lenken – sie liefern vielmehr spannende Hinweise darauf, welche Kommunikationsformen am Europakolleg zwischen älteren und jüngeren Menschen und insbesondere zwischen älteren Männern und jüngeren Frauen etabliert sind.

So konnte ich auch produktiv mit »para-ethnographischen« Praxen der Wissensproduktion umgehen, denen ich während der Feldforschung begegnete. Mit dem Begriff »Para-Ethnographie« umreißen Holmes und Marcus ihr methodologisches Interesse an einem sich unter den Vorzeichen von Globalisierung formierenden neuen Wissensmodus: »Experten« generieren Kenntnisse und Aussagen über ihr Fachgebiet, indem sie sich dem *point of view* der *natives* annähern. Die Autoren wählen Mitarbeiter der US-Zentralbank als Beispiel, die regelmäßig Manager nach deren Einschätzungen der Wirtschaftslage befragen, um so ein *Gefühl* für (erwartete) konjunkturelle Veränderungen zu bekommen. Ihr Wissen ergebe sich aus dieser Befragung von Informanten in Kombination mit Anekdoten und Beobachtungen und flankiere die vorwiegend auf quantitative Wirtschaftsdaten gestützte Argumentation. Holmes und Marcus thematisieren in ihrem Text am Beispiel von Experten der US-Notenbank zwei wichtige Problemfelder: Zum einen fragen sie danach, wie Formen ethnographischer Wissensproduktion in anderen Kontexten funktionieren und welche Konsequenzen das für eine *multi-sited ethnography* in einem »Expertenumfeld« hat. Zweitens stellen sie fest, dass die Sozial- und Kulturanthro-

---

dieser temporäre und personengebundene Status zustande kommt – die starre Festlegung auf Kategorien wie »oben« und »unten« wie beim *research-up* bzw. *-down*, die bei der Erschließung neuer Forschungsfelder vor mehreren Jahrzehnten sinnvoll gewesen sein mögen, erscheint mir heute dabei unproduktiv und hinderlich. Vgl. Nader, Laura 1969, Ostrander 1995, Warneken/Wittel 1997.

pologie sich mit Fragestellungen beschäftigt, auf die auch die von ihnen beforschten Finanzexperten nach Antworten suchten. Es stelle sich so die Frage, wie die Ethnowissenschaften ihr Wissen in diese Machtfelder einbringen und mit *ihrer* Expertise stärker wahrgenommen werden könnten. Bislang, so die Kritik der Autoren (die konsequenterweise auch als Selbstkritik zu verstehen sein wird), hätten wohl vor allem die unterschiedlichen Form(ulierung)en des Wissens ein Hindernis dargestellt:

»It is certainly an urgent task, then, of ethnographies that enter into cultures of expertise through the finding of para-ethnographic linkages that create intellectual bridges with such *de facto* critical genres ›inside‹. This would not be the unmodified presentation or importation of supporting genres from anthropology, sociology, or cultural studies into the spontaneous para-ethnographic genres within the realm of expertise – this simply would not work – but some sort of mutual modification of the formal character of ethnography to meet the passionate nature of countercultural experience.« (Holmes/Marcus 2005: 241)

Die »Experten« ziehen aus der Para-Ethnographie nicht nur Wissen, sondern auch die Legitimität und Autorität, über jemanden zu sprechen – hier über Unternehmer und Manager in den Vereinigten Staaten. Die Überlegungen von Holmes und Marcus regen dazu an, über einen para-ethnographischen Modus der Wissensproduktion am Europakolleg nachzudenken: So wie klassische ethnowissenschaftliche Studien ihre Autorität innerhalb des Faches daraus beziehen, dass die Autorin »da war« und »dabei war«, so können auch die Absolventen des Europakollegs ihre Aussagen und Expertise mit dem Hinweis auf ihr Studium am Europakolleg »belegen«.<sup>35</sup> Sie waren eine Zeit lang hinter den Kulissen des EUropäischen Mikrokosmos, der ähnlich »tickt« wie wie der Theaterbetrieb in den EU-Institutionen. Man bekäme in diesem »Vorzimmer der Macht« ein gutes Gespür dafür, wie man sich in extremen Konkultursituationen und bei Verhandlungen

---

35 Das »Feld« als ein in sich geschlossener Ort ist ein Mythos ethnographischer Forschung, von dem sich das Fach seit den 1980er Jahren immer weiter entfernt. Seitdem treten »temporäre Felder« und mobile Akteure zunehmend in den Vordergrund. Dies beeinflusst sowohl den Prozess der Feldforschung als auch die Art des gewonnenen Materials, zieht aber auch die Frage nach dem Verhältnis zwischen ethnographischem Wissen und dem der *natives* nach sich. Vgl. Hannerz 2003.

angemessen verhalte, erklärte mir Patrick<sup>36</sup>, der einige Wochen vor unserem Gespräch eine Stelle in der Kommission angetreten hat:

»Das Simulationsspiel war zum Beispiel eine ziemlich gute Vorbereitung auf den Alltag in der Kommission. Hier wie dort sind die Teilnehmer des ‚Spiels‘ wie *Kinder*... Zum Beispiel wurden da wichtige Entscheidungen oft außerhalb der offiziellen Sitzungen gefällt, also in den Pausen. Man lernt da schon, wie die Spielregeln sind... also wie man verhandelt. Manche sprechen sich auch heute noch mit den Titeln an, die sie damals beim Simulationsspiel hatten. Ich war zum Beispiel deutscher Minister, und Marcel kam vom französischen Ministerium. [...] Das Wissen, wie Menschen unter Stress agieren und reagieren, wie sie ihre Launen und Aggressionen aneinander auslassen, das gibt einem hier in Brüssel eine große Sicherheit... man lernt, Situationen zu lesen.«<sup>37</sup>

Ethnologische Feldforschung setzt sich in ganz ähnlicher Weise zum Ziel, Situationen zu »lesen« wie Texte – allerdings speist sie das mittels der Lektüre hergestellte Wissen in erster Linie in wissenschaftliche Diskurse ein.<sup>38</sup> Holmes und Marcus leiten aus diesen Parallelen und Ähnlichkeiten ab, dass die Ethnologie ihren »Forschungspartnern«, den Protagonisten ihrer Forschung heute näher steht, als sie es bisher hat realisieren wollen:

»[W]ithin traditional ethnography one never would have asked for the para-ethnography of the Trobriand islanders or the Nuer. The need for radical translation was assumed. The ethnographer wanted modes of thought, systems of belief, ritual performances and myths as means to the ›native point of view‹. What does it mean to substitute the ‚para-ethnographic‘ for this traditional apparatus of ethnographic knowing? As we have suggested, it means that when we deal with contemporary institutions under the sign of the global system, as we have termed it, we presume that we are dealing with counterparts rather than ›others‹ – who differ from us in many ways but who also share broadly the same world of representation with us, and the same curiosity and predicament about constituting the social in our affinities.« (Holmes/Douglas 2005: 250)

36 Alle Informanten wurden durch Änderung von Name, Herkunftsland, Geschlecht, Studienfach oder Jahrgang und/oder anonymisiert. Vgl. Fußnote 41 in diesem Kapitel.

37 FTB vom 19. Februar 2004.

38 Nichts desto trotz findet seit längerem eine Debatte über die Frage statt, ob und unter welchen Bedingungen Ethnologen z.B. Organisationsberatung betreiben *sollten* und welche Konsequenzen das für das Selbstverständnis der Forschenden und die Ethnowissenschaften insgesamt hat. Vgl. Workshop bei der DGV 2005 in Halle (Antweiler/Moosmüller).

Diese Nähe stellt etablierte Normen und Formen ethnographischen Forschens und Schreibens in Frage. Sie beeinflusst auch die Erwartungen, mit denen man ins Feld gehen kann – die Forscherin kann sich nicht länger als die unhinterfragbare Expertin ausgeben, die sie womöglich nie war, sondern wird neben der Gewährsperson mit einer ganzen Reihe von »Fachleuten« sprechen, die über sich selbst und die Welt in einer Weise reflektieren, die dem ethnographischen Methodenkoffer und der Fachsprache entgegenkommt. Deshalb argumentiert João de Pina-Cabral:

»[T]he metaphor of translation to describe ethnographic work has exhausted its usefulness. The ethnographer's principal task is not to make a particular foreign culture understandable to ›us‹. Anthropologists must abandon this use of the first person plural, which implies that they all share the same culture. This is not only untrue, but is also irrelevant. The purpose of social anthropology is to reach a kind of understanding of human social relations which is of a more general order than the immediate grasp of their nature which characterizes social participation.« (Pina-Cabral 1992: 5)

Zur Reflexion der »Produktionsbedingungen« dieser Ethnografie gehört auch, die Rolle des Interviews als Mittel zum Erkenntnisgewinn zu hinterfragen und zu relativieren: Die von mir Befragten sind mit Interviewsituationen vertraut. Jede und jeder von ihnen hat *mindestens* eines absolviert, um am Europakolleg zu studieren, und darüber hinaus fast ausnahmslos Erfahrungen darin, sich sprachlich in einem professionellen Umfeld zu präsentieren. Nun ist ein ethnographisches Interview mit einer in etwa gleichaltrigen Person kein Bewerbungsgespräch. Dennoch zeigt die Routine, mit der die meisten meiner Gesprächspartner über ihren Werdegang und ihre Ziele sprechen, dass hier oftmals mehr über ihr *Idealbild* von sich selbst und angestrebte berufliche Rolle zu erfahren ist, als über ihr bisheriges Leben. Nicht selten entstand ein Narrativ, durchsetzt von *plastic answers* (Priyadarshini 2003: 429), das eine lineare biographische Entwicklung auf das Berufsfeld EUropa hin suggerierte. Die Akteure sind eben nicht die oder der »Andere«, für die ein Interview eine neuartige Kommunikationssituation darstellt, sondern ein ebenbürtiger »Gegenpart«, der mit dem Genre umzugehen weiß (Holmes/Marcus 2005: 250). Schließlich bedeutet das Studium am Europakolleg eine ständige Begegnung mit potentiellen Konkurrenten, den Kommilitonen – und die Begegnung mit mir war immer *auch* ein Gespräch über den potentiellen Wert des Biographie- und Karriere-»Bausteins« Europakolleg.

Aus diesem Grund und weil die Bedingungen teilnehmender Beobachtung im Umfeld potentieller Eliten selten Gegenstand von ethnographischen Texten sind, liegt ein Anspruch meiner Arbeit darin, die Möglichkeiten dieser Methode in Machtfeldern zu reflektieren und ihre Rolle in diesem eloquenten Forschungsfeld zu stärken, das sich seiner selbst in so starkem Maße über Sprache vergewissert.<sup>39</sup> Es geht mir darum, *deep play* dicht zu beschreiben (vgl. Geertz 1983) und durch den Blick auf die *Praxen* der Akteure mehr über deren Sicht auf sich und Europa zutage zu fördern. Wenngleich Sprache und Sprechen im Rahmen einer akademischen Ausbildung sicherlich eine ganz zentrale und elementare Praxis darstellen, so habe ich doch besonderes Augenmerk auf die Formen »nicht-verbalen« Handelns gelegt. Sie standen oftmals in einem Spannungsverhältnis zu dem, was die Akteure in Gesprächen äußerten. Aihwa Ong hat diesen Blick auf innere Widersprüche zu ihrem Prinzip erhoben: »I treat culture as a contingent scheme of meaning tied to power dynamics, and I rigorously problematize even ›natives‹ claims about their ›own‹ culture.« (Ong 1999: 243) In diesem Sinne stelle ich die Bedeutungen und Inhalte verbaler Äußerungen, Körperpraxen, Rituale und Traditionen, die nicht ohne einander zu denken und als komplementär zu verstehen sind, einander gegenüber.<sup>40</sup>

Damit ist natürlich nicht gesagt, dass ich während meiner Feldforschungsphase von Februar bis Oktober 2004 keine Interviews geführt hätte: Ich habe rund 50 längere Interviews und zusätzlich etwa eben so

39 Gusterson (2001) hält Teilnehmende Beobachtung von Eliten sogar für kaum vorstellbar. Einen Überblick über die »klassische« Literatur und die Problematik dieser Methode bietet etwa Kawulich 2005.

40 Thomas J. Csordas argumentiert gegen das »Entweder-Oder« von Sprache und Erfahrung: »The dominance of semiotics over phenomenology, and hence concern with the problem of representation over the problem of being-in-the-world, is evident in the relation between the parallel distinction between ›language‹ and ›experience‹. It is still common for those who express interest in the study of experience to confront an objection that runs something as follows. ›You cannot really study experience, because all experience is mediated by language – therefore one can only study languages or discourse, i.e. representation.‹ I would argue that the polarization of language and experience is itself a function of predominantly representationalist theory of language. One need conclude neither that language is ›about‹ nothing other than itself, nor that language gives access to a world of experience in so far as experience comes to, or is brought to, language.« Csordas 1994: 11.

viele kürzere Gespräche geführt, von denen ich Protokolle anfertigte.<sup>41</sup> Sie variierten in ihrer Länge zwischen 15 Minuten und zweieinhalb Stunden, und waren meist räumlich und zeitlich durch den Studienalltag bzw. berufliche Termine meiner GesprächspartnerInnen geprägt. Die Interviews fanden nach dem Mittagessen in der Kollegkantine statt, wenn im Hintergrund das Geschirr klapperte, sie fanden um 22 Uhr nach der letzten Vorlesung oder zwischen zwei Seminaren im Foyer des Hauptgebäudes statt. Das entspricht nicht gerade ethnowissenschaftlichen Idealvorstellungen. Esther Priyadarshini bezeichnet die ethnographische Realität gerade in machtnahen Feldern treffend als *compressed ethnography* – einerseits beschreibt sie damit die aus der Notwendigkeit geborene Arbeitsweise, sie scheint ihr aber durch dieses *label* auch den Anstrich des Neuartigen und bewusst Gewählten geben zu wollen (Priyadarshini 2003: 426). Durch meine mehrmonatige Präsenz entwickelte sich jedoch ein fortlaufendes Gespräch mit vielen Studierenden, von denen sich einige mit dem Angebot, mir ein Interview zu geben, an mich wandten. Andere sprachen mich ganz gezielt als eine Person an, die als Außenstehende einen Einblick in den Kollegalltag hat und sich so in einer anderen Position befand als Freunde und Verwandte zu Hause, die weder die spezielle kolleginterne Sprache mit ihren zahllosen Abkürzungen verstehen noch den von den meisten empfundenen sozialen und Leistungsdruck nachvollziehen konnten:

»I realized this when I went home for Christmas... I told them about my courses, the Draft Constitution for example... and I used all these terms, *comitologie*, *JHA*... and it took quite a while until I could explain to them what I am doing here. I had to use different words, the words I use here are totally different. You have all these short cuts and acronyms. I mean, we have a really weird existence here. I realized this one Friday night at 2 o'clock... I was preparing a paper for the simulation game... And suddenly I thought: What the hell am I doing here in the middle of the night... preparing a *paper*?!«<sup>42</sup>

So wurde ich in einigen Gesprächssituationen zu einer relativ unbeteiligten Person, der gegenüber man offener reden konnte und der zugleich in unterschiedlicher Form »Aufträge« übergeben wurden:

»Da soll ruhig mal jemand zeigen, wie das hier wirklich ist... an der Oberfläche kratzen und sich intern umschauen. Das ist echt höchste Zeit. Andererseits: *Wenigstens*

---

41 Alle Interviews und Feldtagebuchpassagen wurden anonymisiert. Sofern es sich nicht um eine Person in hervorgehobener Position handelt ist ein Rückschluss auf die Auskunft gebende Individuum nicht mehr möglich.

42 FTB vom 11. Februar 2004.

hat das Europakolleg einen guten Ruf, denn wenn sonst schon nichts so außergewöhnlich toll hier ist – dann soll mir das wenigstens im Nachhinein helfen.«<sup>43</sup>

Diese Vorstellung, dass meine Forschung gewachsene Strukturen offen legen und zu ihrer Veränderung beitragen könnte, wurde von vielen Studierenden geteilt. Zugleich befürchteten andere unter ihnen zunächst, ich sei im Auftrag der Kollegleitung unterwegs und solle Wissen über den Alltag und die Denkweisen der Studierenden produzieren und so letztlich die Kontrollmöglichkeiten der Verwaltung erweitern. Diese Befürchtung kam vor allem zur Sprache, als das Rektorat mir Zugang zu den Akten sämtlicher Studierender der *promotion John Locke* (2003/2004) gewährte, in denen neben den vollständigen Bewerbungsunterlagen auch Stipendienzusagen und Korrespondenz verwahrt wurde. Mein Forschungsaufenthalt wurde mit einem grundsätzlichen Wohlwollen begleitet, sofern ich überhaupt als Forscherin, ob nun »Ethnologin«, »Sozialpsychologin mit Forschungsschwerpunkt Gruppenstress« oder »Elitenforscherin« wahrgenommen wurde. Skeptische und auch spöttisch-distanzierte Fragen nach dem Sinn meiner Arbeit blieben natürlich nicht aus. Oftmals resultierten jedoch gerade aus ironischen Bemerkungen von Studierenden, die mein Interesse an ihrem »sozialexperimenthaften« Alltag befreudlich fanden, anregende und kontroverse Gespräche. Interviews verstehe und verwende ich vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen als *contextualized conversations*, in der Forschende und Befragte als Koproduzenten neuen Wissens agieren (vgl. Stage/Jackson 2003).

---

43 FTB vom 7. Februar 2004.

